

Der Gewährsmann

*Er ist ein Medile -
und geht durch die Hölle des Sklavenmarktes*
Horst Hoffmann

Die Hauptpersonen des Romans:

Ascaria da Vivo - Die Arkonidin will den Terranern von der LEIF ERIKSSON helfen.
Perry Rhodan - Der Terraner wagt den Ausbruch aus dem Gefängnis.
Benjameen da Jacinta - Der Zeroträumer bekommt Kontakt zu einem wichtigen Wesen.
Tess Qumisha - Die Terranerin nimmt an der Expedition nach Shurriks teil.
Bleu Cefu - Der Medile ist ein Gewährsmann des Trümmerimperiums.

1. KARRIBO: Verhöre 13. Dezember 1311 NGZ

Die Angst hielt sein Herz fest umklammert. Er war darauf eingestellt gewesen, bald unter der Folter der Valenter zu sterben. Nur noch Stunden hatten ihn von dem Tod getrennt, der ihm alle Ängste genommen hätte. Keine Möglichkeit zum Verrat mehr, der seine größte Sorge war. Den letzten Triumph hätte *er* gehabt, nicht die Polizisten des Reichen Tradom.

Doch dann waren *sie* gekommen, die Fremden mit ihrem riesigen Raumschiff. Roboter und schwer bewaffnete Kämpfer hatten jeden Widerstand gebrochen. Und dann hatten die Fremden ihn und die anderen Gefangenen befreit, die auf ihren Transport nach Sivkadam warteten - bevor sie von ihren Bewachern liquidiert werden konnten.

In Beibooten hatte man sie zu einem unbekannten Raumschiff transportiert. Viele Gefangene hatten gejubelt, doch lange nicht alle. Sie wussten nichts von den Fremden.

Der Gedanke an die Fremden schnürte ihm fast die Luft ab. Das Risiko, von den Valentern oder anderen Dienern der Inquisition verhört zu werden, war kalkulierbar gewesen. Alles hätte sich von selbst erledigt. Er hätte nicht einmal selbst etwas zu tun brauchen. Er wäre einfach gestorben und seine wertvollen Informationen mit ihm.

Nie durften sie in fremde Hände fallen!

Nun hatte sich alles verändert. Die Technik der Befreier, soweit er das mitbekommen hatte, war jener der Reichs-Polizisten überlegen. Zum mindest ihre Waffen- und Schutzschildtechnik.

Konnte sie seine Programmierung aufheben und das Unmögliche schaffen? Das, was niemals passieren durfte?

Konnte sie die *Botschaft* finden und dechiffrieren, die er zu überbringen hatte - als *Gewährsmann des Trümmerimperiums*?

*

Draußen waberten die Glüten, die jedem Raumschiff ohne Paratronschirme schnell den Garaus gemacht hätten. In den Hologrammen und auf den Bildschirmen waren nur Symbole oder helles Licht zu sehen. Die Belastungsanzeige der Paratrons lag im mittleren Bereich, noch nicht kritisch. Dennoch herrschte gedrückte Stimmung an Bord.

Das Flaggschiff der arkonidischen Admiralin Ascaria da Vivo schwebte in der Korona der blauen Sonne Bmerasath. Damit war die KARRIBO exakt 31.504 Lichtjahre entfernt von dem Planeten Jankar im Kugelsternhaufen Virginox, im Halo der großen Galaxis und etwas »unterhalb« von Tradom. Und sie war zu weit entfernt von der einzigen Basis der beiden galaktischen Schiffe im Großraum Tradom.

Das Wichtigste war: Hier konnten sich die Arkoniden vor Ortungen durch die Schiffe des Reichen als relativ

sicher betrachten. Bmerasath besaß keine Planeten. Der Stern war während der ersten Erkundungen von Virginox nach Tradom bevorzugt als »Sprungbrett« in die Hauptgalaxis benutzt worden. Hier hatten die Beiboote der beiden durch das Sternfenster nach Tradom gelangten galaktischen Schiffe meist einen Orientierungsaufenthalt eingelegt.

Bmerasath war ideal dazu geeignet, die nähere kosmische Umgebung des Sternhaufens im Auge zu behalten, während Ascani die Feinbeobachtung von Beibooten erledigen ließ. Und was diese erbrachte, war nicht dazu angetan, die Stimmung der Admiralin zu heben.

»Die 21.500 Katamare halten sich immer noch in Virginox auf«, sagte sie hart. Ihre Stimme stand scheinbar im Widerspruch zu ihrer makellosen Erscheinung, dem schönen Gesicht, der atemberaubenden Figur. Aber das galt nur für diejenigen, die sie nicht kannten. Nach außen hin mochte sie durch ihr Auftreten provozieren - in Wirklichkeit kannte sie an Bord jeder als kühle Rechnerin und Strategin. »Unsere Aktion gegen die Polizeibasis der Valenter war ein Fehlschlag. Es ist uns nicht gelungen, die Tradomer glauben zu machen, der Angriff würde von uns *und* der LEIF ERIKSSON vorgetragen, und damit die Katamare aus Virginox herauszulocken.«

»Wir haben es versucht, Admiralin«, sagte Tirako da Goshuran, Ascanis Stabs- und Planungschef und Stellvertreter an Bord. »Mehr konnten wir nicht tun.«

Ascani funkelte ihn gereizt an. »Die Katamare durchsuchen Virginox weiterhin nach den Terranern. Keiner von uns weiß, was mit Rhodan und der LEIF ERIKSSON geschehen ist. Und das ist alles, was du zu sagen hast?«

»Nein. Denke bitte daran, dass wir während des Überfalls auf die Polizeibasis 122 Gefangene der Valenter befreit und an Bord genommen haben. Noch haben wir sie nicht verhört, aber da könnten wir interessante Dinge herausfinden, die uns vielleicht weiterhelfen.«

»Was erwartest du dir davon?«, fragte sie. »Die meisten werden Kriminelle oder unwichtige Querulanten sein.«

»Gewöhnliche Kriminelle schafft man ganz sicher nicht nach Sivcadam«, wagte der Stabschef zu widersprechen.

»Sivcadam, die Folterwelt«, murmelte Ascani da Vivo. »Du hast Recht. Und was für die Valenter wichtig ist, könnte es also auch für uns sein...«

»Ganz genau«, sagte der Stabschef mit seiner ruhigen Stimme. »Wir können davon ausgehen, dass sich unter den Befreiten einige politisch Verfolgte befinden. Nach den Aufzeichnungen, die wir von allen Befreiten haben, tragen zwei von ihnen Hemden, auf denen ein Symbol ist, das wir als das des geheimnisvollen Trümmerimperiums interpretieren. Zumindest taucht es in mehreren Berichten auf, die von unseren Beibootbesatzungen gesammelt wurden.«

»Stimmt. Auch in Guckys Bericht von Pombar wird dieses Galaxiensymbol vor dem gelben Strahlenkranz erwähnt. Bei den Burschen sollten wir anfangen.«

»Die Abteilung Innere Sicherheit wird sich darum kümmern«, sagte der 63-jährige Arkonide mit den halblangen grauweißen Haaren.

»Einverstanden!« Die Admiralin erhob sich, um zu demonstrieren, dass das Gespräch für sie zu Ende war.

»Solange wir nichts für Rhodan tun können, müssen wir diesen Weg gehen.«

Mit einer tiefen Verneigung, die rechte Hand auf die Brust gelegt, entfernte sich der Zweisonnenträger.

*

Die 122 Befreiten waren auf drei kleinere Hangars der KARRIBO verteilt worden. Von ihnen waren achtzig Quintanen, zwanzig Prymbos, fünf Rishkanische Kara, fünf Pombaren. Das restliche Dutzend Wesen gehörte zu unterschiedlichen Völkern, die meisten den Arkoniden völlig unbekannt. Derzeit glich der Bordrechner die Aufnahmen dieser Wesen mit den unzähligen Informationen ab, die man bereits aus Tradom gesammelt hatte. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, bis man genau wusste, um welche Völker es sich handelte.

Qertan entblößte seine kegelförmigen Zähne und wies mit einem Finger auf das Hologramm. »Die Quintanen sind erstaunlich aufgeweckt«, sagte der Dron und gab ein grollendes Geräusch von sich, seine Art des Lachens. »Die wollen ausbrechen, sie fühlen sich bei uns gefangen.«

Mit pendelnden Armen blickte Birir auf ihn hinunter. »Kann ich gut verstehen«, kommentierte der gut drei Meter große Naat, der zur persönlichen Leibgarde der Admiralin gehörte. »Sie waren im Gefängnis, und sie fühlen sich jetzt wieder wie im Gefängnis.«

»Ein Teil der Gruppe ist für Verhandlungen mit uns, die anderen wollen sofort gewaltsam ausbrechen«, sagte Qertan. »Sie trauen niemandem mehr.«

»Das muss uns gleichgültig sein«, wandte Ascani da Vivo energisch ein. »Wenn ich mir die anderen Hologramme anschau...« Die Mascantin wies auf die Beobachtungsgeräte. »... einer von den Prymbos will auch lieber jetzt als später einen Ausbruch versuchen.«

Sie warf die langen Haare nach hinten und lächelte eisig. »Gehen wir hinein!«, ordnete sie an.

Das Schott zu dem Hangar, in dem die achtzig Quintanen untergebracht waren, schwang auf. Zuerst betrat Qertan den Raum, dann Ascari da Vivo. Ihr folgten zwei der Naats ihrer Leibwache, drei arkonidische Kosmospsychologen und dann die anderen drei Naats. Zwischen den klobig wirkenden Wesen und dem an einen Saurier erinnernden Dron wirkte die Mascantin klein und schmächtig, ließ aber keine Unsicherheit erkennen.

Die Quintanen, die sich in Gruppen aufgeregt unterhalten hatten, hielten inne, richteten ihr Augenmerk auf die Ankömmlinge. Es handelte sich bei ihnen um insektoide Wesen, die einen gepanzerten Körper mit vier Armen und zwei Beinen aufwiesen. Quintanen gehörten zur größten Bevölkerungsgruppe der Galaxis Tradom; man fand sie auf praktisch allen Planeten. Im Schnitt waren sie 1,50 Meter groß, so auch diejenigen im Hangar der KARRIBO, doch gab es Umweltangepasste in den unterschiedlichsten Größen.

»Begrüßt Ihre Erhabenheit, die Mascantin Ascari da Vivo!«, rief Qertan mit seiner rauen Stimme in den Hangar. Die Worte des Dron wurden vom Translator sofort in das Anguela-Idiom übersetzt, die in Tradom allgemein verstandene Hauptverkehrssprache. »Sie ist die Kommandantin dieses Schiffes, und ihr habt ihr zu verdanken, dass ihr befreit wurdet.«

Der über zwei Meter große Dreiplaneträger wich zur Seite, so dass die Befreiten die arkonidische Mascantin sehen konnten. Ascari musterte die Quintanen. Auch wenn sie nicht sehr viel über den Metabolismus der Insektoiden wusste, stellte sie fest, dass viele von ihnen ausgezehrt und kraftlos wirkten. Einer kippte zur Seite und wurde von zwei Artgenossen gestützt.

»Ich sehe, was mit euch los ist«, sagte Ascari. »Die Valenter haben euch halb verhungern lassen. Zwar habt ihr hier an Bord erste Nahrung und Getränke bekommen, aber ich werde veranlassen, dass ihr weitere, auf euren Metabolismus zugeschnittene Nährstoffe erhaltet. Wir werden euch auch bessere sanitäre Einrichtungen und frische Kleidung zur Verfügung stellen. Dazu benötigen wir von euch allerdings weitere Informationen, vielleicht auch einen zu Untersuchungszwecken.«

Sie bemühte sich, nicht die beiden Quintanen direkt anzublicken, die das Kleidungsstück mit dem Symbol des Trümmerimperiums trugen. Sie hatte sie gleich entdeckt, als sie den Hangar betreten hatte. Als Einzige trugen sie ein solches Bekleidungsstück. Die Oberkörper der anderen Befreiten waren nackt und schillerten in allen Farbschattierungen.

Einer der Quintanen trat vor. Unter seinem gepanzerten Oberkörper rasselte es, als er die vier Arme ausbreitete. Die Arkonidin interpretierte es als Begrüßungszeichen.

»Wer bist du?«, fragte Ascari; der Translator übersetzte sofort. »Was hast du mir zu sagen?«

»Entschuldige«, sagte der Quintane vorsichtig; das Anguela-Idiom klang bei ihm rasselnd. »Aber wenn von meinen Mitgefangenen kein Einwand kommt, möchte ich für sie sprechen.«

Ein leises Gemurmel hob an, aber es kam kein Widerspruch. Ascari nickte dem Insektenabkömmling auffordernd zu.

»Ich bin Flyeri«, stellte das Wesen sich vor. »Ich bitte dich, den Unmut meiner Brüder und Schwestern zu entschuldigen. Aber wir fühlen uns immer noch wie Gefangene.«

»Dazu besteht kein Grund«, erwiderte die Admiralin. »An Bord meines Schiffes seid ihr sicher.«

»Ja«, quälte Flyeri hervor. »Aber wie sieht unsere Zukunft aus? Was habt ihr mit uns vor?«

»Keinesfalls bringen wir euch zu der Folterwelt. Bei passender Gelegenheit werden wir euch auf einem freundlicheren Planeten absetzen. Bis dahin bitten wir euch um Geduld.«

»Das ist alles?« Flyeri schien es nicht glauben zu können. »Ihr verlangt keine Gegenleistung von uns?«

»Doch«, antwortete Ascari da Vivo freiherraus. »Wie ihr sehen könnt, sind wir Fremde im Reich Tradom - und keine Freunde der Inquisition der Vernunft. Wir benötigen Informationen über eure Galaxis. Ich will wissen, was ihr verbrochen habt, um in die Gefängnisse der Valenter zu wandern. Waren es politische Gründe?«

Bevor Flyeri etwas sagen konnte, löste sich ausgerechnet einer der Quintanen mit dem bunten Hemd aus der Gruppe der Gefangenen. »Natürlich sind wir politisch Verfolgte«, behauptete er. »Mein Freund dort und ich - wir vertreten das Trümmerimperium. Von uns beiden wissen die Valenter das. Bei den anderen vermuten sie, dass wir sie in unsere Geheimnisse eingeweiht haben. Deshalb wurden auch sie verhaftet. Aber sie sind ahnungslos.«

Ascari da Vivos Gesicht wurde hart. »Abführen zur Untersuchung!«, befahl sie knapp. »Alle beide.«

Die fünf Naats traten vor und nahmen die Quintanen mit den bunten Hemden in ihre Mitte. Flyeri protestierte kurz, wurde dann aber ruhig, als sich rechts und links von ihm die fast doppelt so großen Naats Orim und Bandar aufbauten.

Auch die Arkonidin schenkte ihm keinen Blick mehr. Zusammen mit ihren Begleitern verließ sie den Hangar.

»Die Befreiten werden in Gruppen zu fünf Wesen von unseren Spezialisten verhört«, sagte sie zu Qertan.

»Sorge dafür. Orim und Bandar begleiten mich und diese beiden Quintanen ins Medo-Center. Außerdem kommt einer der Psychologen mit. Ich muss alles über sie erfahren.«

»Glaubst du, dass sie wirklich etwas mit dem Trümmerimperium zu tun haben?«, fragte der Sicherheitschef.
»Nein«, sagte die Admiralin. »Dazu sind sie zu vorlaut. Aber wir müssen sie verhören, vielleicht wissen sie wirklich etwas.«

*

Während die beiden Quintanen abgeführt wurden, kümmerten sich Psychologen und Mediker um die anderen Befreiten. Frische Kleidung und Nahrung wurden in die Hangars geliefert; Roboter bauten zusätzliche sanitäre Einrichtungen nach den Wünschen der verschiedenen Wesen ein. Manche waren so geschwächt, dass man sie erst »aufpäppeln« musste; aufgrund des manchmal völlig unbekannten Körperbaus keine leichte Aufgabe.

Sicherheitshalber ließ Ascari da Vivo trotzdem die Wachen vor den Hangarschotten verstärken und die Beobachtung der Tradomer intensivieren. »Wir gehen nicht das geringste Risiko ein«, schärfe sie den Wachen ein.

Qertan zeigte sein Organisationstalent. Jeweils in Gruppen von fünf Wesen wurden die Befreiten zu den Verhörräumen gebracht. Nach ausgeklügeltem Plan ließ er sie über verschiedene Wege transportieren. Sie sollten auf diese Weise sehr wohl einige Details der KARRIBO wahrnehmen und auf ihre Art beeindruckt sein, dabei aber keine Geheimnisse erfahren. Man wusste nicht, was sie hinterher erzählten - und dann sollte es schon dem entsprechen, was die Besatzung der KARRIBO ihnen mitteilen wollte.

Ascari selbst begab sich mit den beiden Quintanen in die Bordklinik der KARRIBO und wies den Insektoiden je eine Antigravliege an. Ohne Widerstand zu leisten, legten sie sich darauf nieder, bis energetische Fesseln nach ihnen griffen.

Während zwei Medoroboter die Körper der Quintanen gründlich untersuchten und alle biologisch-medizinischen Erkenntnisse in ihren Speichern erfasssten, ließ sich Ascari neben den Befreiten nieder. Man hatte ihnen die bunten Hemden bereits abgenommen, sie wurden separat untersucht.

Die Mascantin begrüßte kurz Voolak, den Chefmediker vom Volk der Aras, in alter arkonidischer Tradition »Bauchaufschneider« genannt, ignorierte ihn dann. Er kümmerte sich um die Ergebnisse.

»Ihr beide vertretet also das Trümmerimperium«, sagte Ascari da Vivo. »Wie heißt ihr und was sind eure Aufgaben?« Sie hatte sich mit den Psychologen geeinigt, dass sie das erste oberflächliche Verhör führte; später sollten die Arkoniden selbst an ihre Arbeit gehen.

»Ich bin Truxha«, sagte jener, der im Hangar das Wort ergriffen hatte, und scheuerte seine zwei Beine gegeneinander. »Und das ist Barlinx.«

»Schön«, sagte die Arkonidin. »Und jetzt erzählt mir mehr über das Trümmerimperium.«

»Eigentlich dürfen wir darüber nicht sprechen«, sagte Barlinx leise. Jetzt klang die Stimme des Quintanen wie ein Säuseln, während er seinen Oberkörper nach vorne beugte. »Aber ihr habt uns aus der Gewalt der grausamen Valenter befreit und damit aus der Gewalt des Reiches. Das Trümmerimperium ist ein gewaltiger Machtfaktor in Tradom und den angeschlossenen Galaxien. Unsichtbar, aber überall zugegen. In allen Galaxien des Reiches wird emsig am Umsturz gearbeitet. Der Tag der Revolution ist nicht mehr fern.«

»So ist es«, ergänzte Truxha. »Und wir beide gehören dazu. Als die Valenter eines Tages unsere Heimatwelt heimsuchten und unsere Familien töteten, gelang uns beiden als Einzigen die Flucht. Wir wurden nach einer wahren Irrfahrt von Planet zu Planet von einem Gewährsmann des Trümmerimperiums kontaktiert und stießen begeistert zu den Revolutionären.«

»Das klingt ja interessant«, sagte die Admiralin ohne jegliches Anzeichen von Ironie. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie, dass einer der Psychologen die Augen verdrehte. Der Arkonide nahm die Befreiten offensichtlich ebenso wenig ernst wie sie. »Könnt ihr irgendwelche Belege für eure Aussagen liefern?«

»Natürlich!«, sagte Truxha. »Unsere Hemden sind der beste Beweis!«

»Aber das Trümmerimperium ist verboten.« Ascari lächelte eisig, obwohl sie wusste, dass diese Mimik bei den Quintanen völlig unbekannt sein musste. »Es wird Jagd auf seine Angehörigen und Sympathisanten gemacht - und damit auf jeden, der sich dazu bekennt.«

»Das stimmt«, sagte Barlinx. »Weil das Reich Angst vor uns hat.«

»Und trotzdem tragt ihr in aller Öffentlichkeit diese Hemden? Jede Streife der Valenter hätte euch deswegen festnehmen müssen.«

»Was sie ja auch getan haben«, zischte Truxha. Seine Fühler zitterten vor Erregung. Auf seinen großen Facettenaugen bildete sich ein schmieriger Film. »Deshalb gerieten wir ja in Gefangenschaft. Aber wir verleugneten unsere Herkunft nicht. In jedem Verhör standen wir zu unseren Idealen und denen des Trümmerimperiums. Die Hemden sind die Banner, die wir vor uns hertragen im heiligen Krieg! Wo sind sie

eigentlich?«

»Sie sind unersetzbare«, behauptete sein Partner. »Eigenum des Trümmerimperiums und aus einem unzerstörbaren Material gefertigt. Das Symbol ist darin eingebrennt. Es lässt sich nie wieder entfernen.«

»Macht euch keine Sorgen«, sagte Ascari. »Die Hemden werden zur Zeit untersucht.«

Truxha wollte sich auf der Liege aufrichten, doch die Energiefesseln hielten ihn. Seine beiden Fühler zitterten jetzt stärker. Seine Gelenke knackten in der Umklammerung.

»Ihr habt uns hereingelegt!«, keuchte er. »Ihr gehört zum Reich Tradom!«

»Natürlich nicht«, sagte die Arkonidin. »Ebenso wenig wie ihr zum Trümmerimperium.« Sie seufzte und erhob sich. »Schon die Valenter haben euch eure Geschichte nicht abgenommen und euch als das eingeschätzt, was ihr in Wahrheit seid: Aufschneider! Ihr sucht irgendein Abenteuer und wisst nicht einmal, worauf ihr euch eingelassen habt. Wisst ihr überhaupt, was die Valenter auf Sivkadam mit euch angefangen hätten?«

Ohne sich um die Proteste der Quintanen zu kümmern, drehte sich Ascari einfach um und ging zu dem Psychologen. Sie lächelte ihn an.

»Du hast vollkommen Recht, Mascantin«, sagte er in gedämpftem Tonfall. »Die beiden sind Großmäuler. Das haben auch die Valenter erkannt, und deshalb leben sie noch. Es besteht keinerlei Verbindung zum Trümmerimperium. Das bestätigen übrigens die ersten Untersuchungsergebnisse ihrer Hemden.«

»Was besagen sie?«

»Das Ergebnis kam gerade, aber ich wollte dich nicht unterbrechen. Demnach handelt es sich keineswegs um ein quasi unzerstörbares Material, sondern um einen leicht entflammbaren Kunststoff. Das Symbol ist bei der Behandlung mit Chemikalien restlos verschwunden.«

Ascari da Vivo lächelte. »Danke, Jursual. Du hast mir die Gewissheit gegeben, die ich brauchte. Lasst die beiden bis auf weiteres hier und befragt sie dennoch intensiv; sie werden trotzdem genügend Informationen über das Reich Tradom haben, die wir benötigen können. Ich werde in die Zentrale zurückgehen und mir anhören, was Qertan mittlerweile zu berichten weiß.«

*

Qertan selbst war nicht anwesend. Der Dron leitete noch die Verhöre in verschiedenen Räumen des Schiffs. Kurze Zwischenergebnisse hatte er an Tirako da Goshuran gegeben. Die Befreiten wurden mit Hilfe von Psychologen befragt, teilweise nahmen die Arkoniden ein leichtes Wahrheitsserum zu Hilfe oder setzten Psychostrahler mit vorsichtiger Dosierung ein.

Ascari da Vivo erfuhr von ihrem Stabschef, dass man keine grundsätzlich neuen Informationen über das Reich Tradom erhalten hatte. Zwar gab es viele neue Details, aber nichts, was weiterhalf.

»Wir haben einen Koch aus dem Volk der Prymbos an Bord«, berichtete Tirako völlig humorlos. »Er erzählt uns alles über die verschiedenen Sitten auf zwei oder drei Dutzend Planeten. Wenn wir diese Aufzeichnungen nach unserer Heimkehr den Kosmoethnologen auf dem Kristallplaneten zur Verfügung stellen, wird es für sie interessant sein.«

»Aber es nützt uns nichts«, ergänzte die Mascantin grimmig.

Der Flug der KARRIBO schien sich nachträglich als ein Fehlschlag zu erweisen; der Angriff auf die Basis der Valenter hatte nichts Grundsätzliches eingebracht.

Die Admiralin fragte erneut nach eventuellen Ortungen. Auch hier war das Ergebnis gleich null. Kein Valenter-Polizeischiff und kein Katamaran hatte sich in der Nähe von Bmerasath gezeigt.

Ascari da Vivo suchte nach neuen Möglichkeiten. Unter den befreiten Gefangenen gab es nach Lage der Dinge keinen, der ihnen irgendwie weiterhelfen konnte. Aber hatte man dies angesichts eines Zufallszugriffs wirklich erwarten dürfen? Auch wenn der Gefangenentransport für die Folterwelt bestimmt gewesen war?

Die Mascantin war kurz davor, innerlich zu resignieren. Truxha und Barlinx waren Schwätzer, die unter einer Mischung aus Verfolgungswahn und Sendungsbewusstsein litten. Und die anderen?

Die einzige Frage, die sich Ascari im Zusammenhang mit den Befreiten stellte, war, was sie nun mit ihnen anfangen sollte. Sie hatte versprochen, sie auf einem geeigneten Planeten abzusetzen, und sie war es gewohnt, ihr Wort zu halten.

Eine mögliche Lösung präsentierten einige der Wesen selbst. Von Qertan kam die Nachricht, dass die zwanzig Prymbos - grobschlächtige, bis zu zwei Meter große Geschöpfe, die wie formlose, massive Säcke mit jeweils zehn kleinen Augen wirkten - einhellig vorgeschlagen hatten, sie auf dem Planeten Shurriks in die Freiheit zu entlassen.

Shurriks war, dem vorhandenen Datenmaterial über Tradom zufolge, eine Art Freihandelswelt, auf der das Reich sich traditionell weniger mit der Einhaltung der sonst gültigen Regeln befasste. Im Vordergrund stand dafür die Erzielung

von Profit - auf dem Rücken von Zehntausenden Krimineller und Halbkrimineller, die Shuriks zu ihrem »Zentrum« ausserkoren hatten.

»Das wäre eine gute Möglichkeit«, sagte Tirako. »Immerhin ist Shuriks nur 18.833 Lichtjahre von hier entfernt. Ein Beiboot könnte die Tradomer problemlos dort absetzen.«

»Du kannst Recht haben«, stimmte die Admiralin zu. »Aber ich würde...«

In diesem Augenblick jaulten die Alarmsirenen der KARRIBO auf. Crest da Khantzron, der Ortungschef, meldete sich.

»Achtung, an alle!«, klang seine Stimme aus den Akustikfeldern. »Wir haben ein Problem! Obwohl wir gut im Ortungsschutz stecken, ist die KARRIBO höchstwahrscheinlich entdeckt worden!«

Ascaria da Vivo und ihr Stabschef blickten sich an. Dann aber reagierten sie. Die Admiralin eilte auf das Podest mit ihrem Kommandositz und erteilte präzise Befehle.

2.

*LEIF ERIKSSON: Vorbereitungen
12. Dezember 1311 NGZ*

Die Aktion der Katamare auf dem Planeten Jankar war vorüber. Das terranische Flaggschiff, in seinem unterirdischen Hangar verborgen, hatte die Suche unbeschadet überstanden. Da auch der Versuch politischer Wirrköpfe gescheitert war, die Anwesenheit der Fremden zu verraten, fühlten sich die Terraner vorerst wieder einigermaßen sicher. Aber noch immer waren im Jan-System fünf Katamare stationiert, die wie in jedem bewohnten System des Sternhaufens Virginox routinemäßig den Raum überwachten.

Die Bewegungsfreiheit an Bord der LEIF ERIKSSON hatte sich verbessert, aber an einen Start war noch lange nicht zu denken. Die technisch überlegenen Katamare würden das ENTDECKER-Schiff sofort in einen Glutball verwandeln und hinterher die Bevölkerung des Planeten für ihre Unterstützung bestrafen.

In seiner Kabine lag Benjameen da Jacinta auf seinem Bett; sein Gesicht war schweißnass, während sich seine Haut kalt und klamm anfühlte. »Quintatha... die Barkner...«, stammelte er. Er griff nach einem Glas mit Fruchtsaft, führte es mit zitternder Hand an die Lippen, nahm einen Schluck, bemerkte nicht, dass er fast die Hälfte des Inhalts verschüttete.

»Du musst schlafen«, sagte Tess Qumisha behutsam.

Auch der Lebensgefährtin des Arkoniden ging es nicht viel besser. Seit Stunden saß sie neben seinem Lager; sie hatte kaum geruht und war müde bis zum Umfallen.

»Dieser Rückfall bringt dich um, du musst richtig schlafen.« Sie wischte ihm mit einem trockenen Tuch über die Stirn.

»Es ist unerträglich«, flüsterte Benjameen. »Wenn ich schlafen will, packt mich sofort ein Zerotraum, zieht mich in irgendeinen Jankaron hinein, und dann werde ich auch schon wieder wach.« Er schüttelte den Kopf und stellte das Glas ab. »Ich bin unglaublich müde, ich habe seit gut zwanzig Stunden nicht mehr geschlafen, und ich würde gerne einmal richtig ruhen.«

»Ich versteh dich ja«, sagte sie gedämpft. »Aber es reicht jetzt mit den Versuchen, das auf einfache Art zu bewältigen. Verdammt noch mal, Ben, du bist auf dem besten Weg, dich selbst zu ruinieren. Es war doch klar, dass du nach den traumatischen Erlebnissen auf Linckx nicht einfach so wieder zur Normalität zurückkehren kannst.«

Benjameen richtete sich auf, aber sie drückte ihn aufs Lager zurück. »Nein«, sagte Tess und schüttelte den schwarzaarigen Kopf. »So nicht. Du brauchst Ruhe, oder glaubst du, du kommst auf normale Art zur Besinnung?«

»Wenn ich wenigstens einen der Fremden in den Katamaren erreicht hätte!«, klagte der Zeroträumer. »Damit wir irgendwelche Informationen erhalten...«

»Verdammkt!« Tess wurde richtig wütend. »Sieh's endlich ein, dass du das derzeit nicht kannst. Ob das jetzt an den Quintatha-Rückfällen liegt oder an diesen Katamaren, ist dabei zweitrangig. Du kannst nicht einfach in den Schlaf fallen und irgendwelche Katamar-Kommandanten erreichen. Wundere dich nicht, dass du immer irgendwelche Vögel kriegst und dann durch einen Alpträum zurückgeworfen wirst.« Sie seufzte. »Mensch, Ben, sieh's ein, das geht so nicht weiter, du ruinierst dich.«

»Die... Jankaron«, brachte er stammelnd hervor. Er nickte. »Du hast Recht. Ich muss... richtig schlafen... notfalls auch chemisch.«

Tess gab ihm eine Tablette, die sie bereits von den Medo-Spezialisten erhalten hatte. Sie war exakt auf Benjameens Bedürfnisse abgestellt, beruhigte ihn und sicherte ihm mit höchster Wahrscheinlichkeit einen normalen Schlaf ohne Zerotraum. Benjameen nickte, schluckte die Tablette mit einem weiteren halben Glas Fruchtsaft hinunter.

Tatsächlich war der Arkonide binnen einer Minute eingeschlafen, trotz des seligen Schnorchelns des kleinen indischen Klonlefanten, der mit ihnen das Quartier teilte. Norman schlief fest.

Tess scannte Benjameens Vitalfunktionen und legte das handtellergroße Gerät erleichtert beiseite. Benjameen fehlte tatsächlich nichts außer ein paar Stunden Schlaf. »Wenn das nicht hilft, weiß ich auch nicht mehr weiter«, murmelte sie.

Da sie sich selbst ziemlich erschöpft fühlte, zog sie sich aus und legte sich zu ihrem Lebensgefährten, breitete eine Wolldecke über sie beide aus. Sie kuschelte sich an ihn, spürte seine Wärme und nickte ebenfalls ein.

*

Tess schreckte aus ihrem Halbschlaf auf, als der Interkom ihrer Kabine summte. Tess schwang ihre Beine von der Liege und trat vor den Anschluss, aktivierte ihn.

Perry Rhodan persönlich sah ihr aus dem kleinen Holowürfel entgegen; am Hintergrund erkannte Tess, dass er in der Zentrale der LEIF ERIKSSON saß. »Wie geht es euch?«, fragte er. »Vor allem, wie geht es Benjameen?«

Tess drehte den Kopf. »Er schläft endlich richtig«, sagte sie. »Ich habe ihm ein Präparat gegeben, damit er endlich zur Ruhe kommt. Er schläft jetzt immerhin so tief, dass er das Summen des Interkoms nicht gehört hat.«

Perry Rhodan lächelte. »Diese Ruhe gönne ich ihm natürlich.« Er wurde ernst. »Wir werden binnen kürzester Zeit ein Kommandounternehmen ausrüsten und Jankar verlassen. Ich hätte euch beide gerne dabei. Benjameen und dich. Glaubst du, du könntest euch beide für die Dauer dieses Einsatzes wieder auf die Beine bringen?«

Tess starrte ihn an. Dann lachte sie auf und schüttelte hilflos den Kopf. »Ich kann es kaum glauben. Ich habe Benjameen eben erst in den chemisch unterstützten Schlaf geschickt! Ich kann ihm unmöglich jetzt...«

»An jetzt denkt niemand«, unterbrach Rhodan sie behutsam. »Ich werde euch Bescheid geben, wenn es losgeht. Vorerst sind unsere Techniker bei der Arbeit. Wenn wir so weit sind, genügt es, dass du Benjameen weckst und ihm ein sanftes Belebungsmittel verabreichst. An Bord der Micro-Jet kann er weiterschlafen, bis wir unser Zielgebiet erreicht haben.«

»Gibt es schon ein konkretes Ziel?«, fragte sie. »Und wie kommen wir von Jankar weg?«

»Wir haben schon sehr klare Pläne«, sagte Rhodan langsam. »Aber das erkläre ich dir, wenn wir startbereit sind. Wie sieht es jetzt aus, Tess? Es ist durchaus möglich, dass wir Benjameens Fähigkeiten brauchen werden.«

Sie schwieg. Perry Rhodan nickte ihr aufmunternd zu. Die Hyperphysikerin mit den kurzen schwarzen Haaren überwand ihren Ärger.

»Ich werde tun, was ich kann, Perry«, versprach sie. »Du kannst auf uns zählen. Wie groß wird das Kommando sein?«

»Ihr beide, Sackx Prakma, Humphrey Blue Parrot, der Katsugo TOMCAT unter dem Kommando von Oberstleutnant Caar Vassquo und ich.«

»Und das Ziel?« Sie lächelte. »Wenn schon der Plan nicht ganz durchdacht ist.«

»Das ist er schon, sei sicher.« Rhodan gab das flüchtige Lächeln zurück. »Ich will Ascari da Vivo und die KARRIBO finden. Die stecken jetzt irgendwo in Tradom.«

Der Unsterbliche hob die Hand zum Gruß. Dann erlosch das kleine Holo.

»Au Mann!«, seufzte Tess Qumisha. Sie blickte auf ihren schlafenden Lebenspartner. »Du kriegst es derzeit auch ständig ab, Benjameen.«

Achselzuckend legte sie sich wieder ins Bett. Es nutzte nichts, wenn sie aufblieb und wartete. Vor einem Einsatz war jede Stunde Schlaf sinnvoll.

*

Perry Rhodan meldete sich nach gut drei Stunden wieder. »Es ist so weit«, sagte der Terraner. »Wir treffen uns im Hangar III C.«

»In zehn Minuten sind wir da«, antwortete Tess Qumisha.

Danach ging sie zur Liege und blickte auf Benjameen hinunter. Der Arkonide schlief unruhig, obwohl er das Präparat zu sich genommen hatte. Seine Augenlider zuckten, sein Atem ging rasselnd, und immer wieder bewegten sich seine Finger, verkrampten sich geradezu.

»Ich tu's nicht gern, Ben«, flüsterte sie und winkte den kleinen Servo herbei, der in einer Ecke des Zimmers bereitstand. Der Roboter injizierte dem Schlafenden ein mildes, sofort wirkendes Belebungsmittel.

Benjameen kam sofort zu sich, wenngleich er noch etwas verwirrt aussah. »Ich habe überhaupt nicht geträumt«, sagte er tonlos. »Was ist denn los?«

Tess berichtete ihm von Rhodans Anrufen und Plänen. »Ich habe zugesagt«, beichtete sie ihm. »Ich hoffe, das war auch in deinem Sinn, Ben.«

»Ich könnte dir dafür den Hals umdrehen«, sagte er in gespieltem Ärger. Aber dann grinste er. »Natürlich fliegen wir mit, Tess. Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Norman kommt auch mit.«

Tess sah ihn verständnislos an. »Norman? Warum denn er schon wieder? Rhodan wird das auf die Dauer nicht lustig finden.«

»Weil ich es so will. Erstens wäre der Kleine auf der LEIF ERIKSSON ohne uns einsam. Und denke zweitens bitte daran, dass er dich auf dem Verbotenen Kontinent Sikma gerettet hat. Man weiß nie, wozu er gut ist.«

»Na schön«, seufzte sie. »Wenn du das auch Rhodan klar machen kannst...«

Sie duschten sich und zogen ihre Einsatzanzüge an, dann weckte Benjameen den Miniaturelefanten durch einige Klapse auf den Rüssel. Norman öffnete zuerst das rechte, dann das linke Auge und gab einen protestierenden, wie immer missglückten Trompetenton von sich.

»Auf, du Faulpelz!«, sagte der Zeroträumer und half nach.

Obwohl Norman nur vierzig Zentimeter groß war, besaß er ein beträchtliches Gewicht. Tess musste mit anpacken. Dann endlich stand Norman auf allen vier Füßen und schüttelte sich - das beste Zeichen dafür, dass er wieder ganz bei sich war.

Die drei ungleichen Partner verließen ihre Kabine, Norman in ihrer Mitte. Ganz in der Nähe der Kabine befand sich eine Transmitterstation, die sie betrat. Kurz darauf waren sie im Außenhangar III C.

Das Schott stand offen. Schon draußen auf dem Gang hörten die Gefährten die Geräusche fieberhafter Arbeit.

Eine junge Technikerin namens Monique Rösch kam ihnen entgegen und begrüßte sie. Tess bewunderte eine etwa fünf Zentimeter große Brosche aus vielen kleinen Perlen am Brustteil ihrer Kombination. Monique stellte diese und andere Schmuckstücke selbst her, in aufwendiger Arbeit und mit geschickten Fingern. Zu Festtagen verschenkte sie sie an gute Freunde. Tess war eine der Glücklichen, die ein solches kleines Kunstwerk ihr Eigen nennen durfte, einen kleinen Eisvogel aus Hunderten von Perlen.

Monique führte die zwei Menschen und den Elefanten in den Hangar. In dem Hangar standen zwanzig Micro-Jets, Kleinst-Space-Jets von 15 Metern Durchmesser und für zwei bis fünf Mann Besatzung vorgesehen. Insgesamt verfügte die LEIF ERIKSSON über einhundert solcher Beiboote. Perry Rhodan stand auf der Kanzel einer solchen Jet und beobachtete kritisch die Arbeiten.

An zwei Jets wurde noch gearbeitet. Ein Antigravfeld hob Tess, Benjameen und Norman zu Rhodan hinauf. Der Terraner reichte den beiden Menschen die Hand, tätschelte Norman und rückte zur Seite, damit sie sich neben ihn setzen konnten.

»Die Techniker sind gleich fertig!« sagte er. »Wie ihr sehen könnt, werden die LE-MJ-01 und LE-MJ-02 gerade noch umgerüstet. Das sind die beiden Micro-Jets, mit denen wir fliehen werden.«

»Fliehen?«, fragte Benjameen da Jacinta leise.

Seine Stimme klang belegt, er wirkte überhaupt nicht fit. Zwar hatte das Mittel den Arkoniden aufgeweckt, aber um ihn wirklich einsatzfähig zu machen, bedurfte es härterer Mittel.

»Natürlich«, bekam er zur Antwort. »Es ist nach wie vor unmöglich, Jankar mit der LEIF ERIKSSON zu verlassen. Die Handelsschiffe der Jankaron starten und landen praktisch alle sechs bis acht Stunden, ohne von den Katamaranen im System groß behelligt zu werden.«

»Jetzt verstehe ich«, sagte Tess. »Du willst die beiden Micro-Jets an Bord zweier Jankaron-Schiffe verfrachten lassen, mit uns an Bord!«

»Und einer speziellen Besatzung«, bestätigte Rhodan. »Die Teilnehmer habe ich dir schon genannt.«

»Wir steigen also in die Jets und lassen uns an Bord der beiden ausgesuchten Jankaron-Handelsschiffe verfrachten - und starten mit ihnen«, stellte Tess fest. »Ein schlauer Plan.« Ein ironisches Funkeln trat in ihre Augen.

»In der Tat«, gab der Terraner zurück. »Ich habe keinesfalls die Absicht, die Belagerung der Katamare in Virginox tatenlos abzuwarten. Wir müssen handeln.«

»Natürlich«, sagte Benjameen mit säuerlichem Lächeln. »Aber die Katamare werden die Jankaron-Schiffe kontrollieren. Sie könnten...«

»Das ist nicht zu erwarten«, unterbrach Perry Rhodan den Mutanten. »Bisher haben sie die Schiffe der Jankaron noch in keinem einzigen Fall angehalten. Das Problem ist anders gelagert. Die Gravitatspeicher der Micro-Jets haben keine Zapfer, sie müssen also von außen geladen werden. Sie können eine Jet nicht weiter als

fünfzehntausend Lichtjahre tragen. Entsprechend angepasst wurden die Wartungsintervalle. Dummerweise ist schon Virginox rund 33.000 Lichtjahre von der Hauptebene der Galaxis Tradom entfernt.«

»Puh!«, machte Benjameen. »Das hört sich ja spannend an.«

Tess sah das kurze, spöttische Funkeln in Rhodans Augen und legte ihrem Gefährten die Hand auf den Arm. »Da kommt doch noch was nach«, sagte sie. In diesem Augenblick ertönte eine Sirene, und sie konnte sehen, wie sich die Techniker von den beiden zu präparierenden Micro-Jets langsam zurückzogen.

Der Aktivatorträger nickte. »Zwischen den Bugfinnen der Jets kann, per Fesselfeld gehalten, außen liegend eine gewisse Ladung mitgeführt werden. In der Regel sind dies Container. Im vorliegenden Fall jedoch wird die LE-MJ-01 statt einer Ladung den Katsugo TOMCAT verankern. Die LE-MJ-02 wird dagegen die Spezialausrüstung tragen, die uns helfen soll, die Distanz bis zur Hauptgalaxis Tradom zu überbrücken. Habt ihr Fragen dazu?«

In diesem Moment materialisierte ein Besatzungsmitglied der LEIF ERIKSSON in der Kanzel, mit dem niemand mehr gerechnet hatte: Gucky, der kleine Mausbiber.

Zuletzt hatte der Multimutant in der Medoabteilung gelegen und die Verletzungen auskuriert, die er im Kampf mit den Kreaturen von Quintatha davongetragen hatte. Darunter litt er, wenngleich er es nicht wahrhaben wollte. Äußerlich war zwar nichts mehr zu sehen, wenn man nicht genau in die Augen des Ilt blickte. Doch immer wieder zeigte der ständig überwachte Körper des Mausbibers Entzündungsneigungen, die allein von seinem Zellaktivator unterdrückt wurden.

Wie es um seine psychische Verfassung aussah, konnte niemand genau sagen. Der Mausbiber hatte sich geweigert, in Gespräche mit Kosmopsychologen einzutreten.

»Gucky!«, sagte Perry Rhodan entgeistert. »Wer hat dir erlaubt, das Medo-Center zu verlassen?«

»Natürlich ich!«, lispelte der Ilt gereizt. »Oder glaubst du vielleicht, dieser Doc Marpsin, der wie eine Glucke auf mir hockt?« Gucky holte tief Luft. »Aber das Espern kann er mir nicht verbieten. Ich will jetzt endlich wissen, was hier gespielt wird, Perry! Ist es wirklich wahr, dass du eine Expedition nach Tradom ausrüsten lässt - ohne mich?«

Rhodan hüstelte. Er breitete die Arme, aus. »Gucky, du musst das verstehen. Du bist noch nicht wieder ganz gesund, und das weißt du genau.«

Der Ilt sah ihn empört an. »Du zweifelst an mir?«

Rhodan atmete tief durch. »Nein, Gucky.« Er seufzte. »Wir sind noch lange an deinen Diensten interessiert, wenn es dich genau interessiert. Du leidest immer noch unter den Nachwirkungen, und ich werde den Teufel tun und dich auf eine Mission mitnehmen, die uns unter Umständen über Monate von jeder Medostation abschneidet.«

Sein Ton war energisch geworden. Gucky, der auf seinem Schoß materialisiert war, blickte ihn überrascht und verdattert an. Dann verschwand er, so, wie er gekommen war.

»Ist er jetzt wütend auf dich?«, fragte Tess Qumisha.

»Ich bin das von ihm gewohnt«, sagte Perry. »Der Kleine wird sich schon wieder beruhigen.« Der Terraner blickte auf den Boden. »Er gefällt mir wirklich nicht. Gucky ist derzeit einfach nicht mehr der Alte, und ich habe schon genügend Einsätze mit ihm hinter mich gebracht.«

3. *KARRIBO: Panik*

Hilfe! Der Medile befand sich in den höchsten Stufen der Verzweiflung. *Es darf nicht geschehen! Ich will nicht!*

Er hatte mit angesehen, wie andere Gefangene zum Verhör abgeführt und nach einiger Zeit wieder zurückgebracht worden waren. Man hatte sie nicht geschlagen, man hatte sie nicht gefoltert. Sie hatten berichtet, dass man sie gut behandelt hatte.

Aber das war das Schlimmste für ihn. Er ahnte, dass sie nicht mehr sie selbst waren. Drogen oder schlimmere Dinge hatten ihr Bewusstsein bis auf weiteres verwirrt und gelähmt. Natürlich würden sie sich wieder erholen. Sie hatten alles ausgesagt, was sie wussten. Man hatte sie mit dem künstlichen Wissen zurückgehen lassen, alles sei in Ordnung.

Bald würden sie kommen und auch ihn holen. Wie stark, wie raffiniert waren ihre Drogen? Würde seine Konditionierung schnell genug greifen, um ihn zu töten, bevor er etwas verraten konnte? So, wie es vorgesehen war? Oder besaßen sie die Mittel, ihn zu überrumpeln?

Das konnte, das durfte nicht geschehen! Eher starb er tausend Tode. Nie durfte er die *Botschaft* in fremde Hände fallen lassen!

Die Fremden waren gefährlicher als die Schergen der Inquisition. Sie benutzten nicht die brutale Folter der Valenter, sie waren heimtückischer.

Das Schott des Hangars, in dem er mit seinen Mitgefangenen untergebracht war, öffnete sich wieder. Fünf Verhörte wurden eingelassen. Und fünf Gefangenen winkten die humanoiden Wächter.

Er zitterte, doch erneut hatte er Glück. Fünf andere Gefangene - er nannte sie nicht Befreite - wurden abgeholt. Sie gingen freiwillig, ohne jegliche Angst, denn bisher waren alle ohne Schwierigkeiten wieder zurückgebracht worden.

Sie alle hatten frische Kleidung erhalten. Sie besaßen kleine Liegen, sie konnten mit Sichtblenden eine kleine Privatsphäre errichten und sogar Sonderwünsche äußern. Doch er glaubte den Fremden und ihren so offensichtlich guten Taten überhaupt nicht.

Immerhin hatte er noch einmal Glück gehabt. Aber er konnte sich ausrechnen, wie lange das anhalten würde. Denn mit ihm waren nur noch zwölf Tradomer in dem Hangar, die nicht abgeführt worden waren. Das Verhör einer Fünfergruppe dauerte immer nur rund eine Stunde.

Es war also leicht auszurechnen, wann er günstigenfalls an der Reihe sein würde.

Und dann war alles vorbei, so oder so.

Seine Verzweiflung wuchs ins Unermessliche. Er wusste nicht, was er tun sollte.

4.

Tess Qumisha: Das Ziel

13. Dezember 1311 NGZ

Um genau 9.30 Uhr terranischer Standardzeit hoben zwei eiförmige Raumer von 120 Metern Länge vom Raumhafen unweit der Hauptstadt Kischario ab. An Bord befanden sich die Micro-Jets LE-MJ-01 und LE-MJ-02 mitsamt Besatzung. Der Transport aus der LEIF ERIKSSON hinaus war unter stärksten Sicherheitsvorkehrungen über Land durch schwere Kettenfahrzeuge der Jankaron vonstatten gegangen, ebenso die Verladung durch Kräne.

Die beiden Jankaron-Schiffe konnten unangefochten zwei Transitionen hinter sich bringen. Dann verweilten sie für einen Orientierungsstop im Leerraum. Die größten Laderäume der Raumer wurden geöffnet, und dann schwebten die terranischen Jets hervor.

Die LE-MJ-01 hatte Rhodan und die beiden Wissenschaftler an Bord. TOMCAT war zwischen den Bugfinnen energetisch verankert. Perry Rhodan fungierte in diesem Boot als Pilot. Die LE-MJ-02 besaß Tess Qumisha als Pilotin, während Benjameen da Jacinta und Norman als Passagiere an Bord waren. Beide schliefen wieder.

Die Wirkung des Belebungsmittels war bei dem jungen Arkoniden nur kurz befristet gewesen. Tess konnte hoffen, dass Benjameen die Zeit bekam, sich zu regenerieren. Und sie hoffte ebenso, dass er bald von den Spätfolgen seines Aufenthalts in Quintatha befreit sein würde. Aber das hing nicht von ihr ab.

Kurze Funksprüche wurden zwischen Rhodan und Tess gewechselt, ebenso zwischen Rhodan und den Jankaron. Wenige Minuten später beschleunigten die Micro-Jets und wechselten in den Überlichtflug, während die Jankaron schon wieder auf dem Heimflug waren.

Nach etwa drei Stunden Überlichtflug und einer zurückgelegten Strecke von 15.000 Lichtjahren fielen die beiden Beiboote im Leerraum zwischen Tradom und Virginox in den Normalraum zurück. Normalerweise wäre dies die vorgeschriebene Strecke gewesen, nach der Triebwerk und Gravitrafspeicher zu warten waren.

Diese Arbeit konnte nicht von der Besatzung erledigt werden. Dazu brauchte es eine spezielle Wartungsstation, die allein an Bord der LEIF ERIKSSON vorhanden war. Fernflüge gehörten nicht zu den eigentlichen Aufgaben der Micro-Jets.

Perry Rhodans Entscheidung hatte bereits vor dem Start festgestanden. Sie würden das vorgeschriebene Wartungsintervall überschreiten und sich darauf verlassen, dass die Aggregate entsprechend durchhielten.

»Und jetzt?«, fragte Tess über Normalfunk. Weit und breit gab es keine Ortungen. Dieser Sektor des Weltalls war leer. »Über« den Jets stand gewaltig und majestatisch die gleißende, riesige Spirale der Tradom-Galaxis. »Unter« ihr funkelte der Kugelsternhaufen Virginox. »Wie geht es weiter, Perry?«

»Die Antwort ist einfach. Denk an die außen an deiner LE-MJ-02 verstaute Ladung, zwischen den Bugfinnen.«

»Das sind vier voll geladene Gravitraf-Ersatzspeicher, zwei für jede Einheit«, sagte Tess und wischte sich über die Augen. Lange würde sie nicht mehr durchhalten, dann brauchte auch sie ein Aufputschmittel. »So viel weiß ich schließlich auch.«

Rhodan lächelte schwach. »Diese Speicher erhöhen unsere theoretische Reichweite auf das Dreifache des Ausgangswertes, also 45.000 Lichtjahre insgesamt. Das sollte bis nach Tradom reichen - wenn wir Pech haben, sind wir dort gestrandet.«

»Außer die LEIF ERIKSSON kann irgendwann starten.«

»Jaja. Du hast Recht. Dafür gibt es Orientierungspunkte und genaue Pläne. Aber niemand weiß, ob wir Erfolg haben werden.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Viele Möglichkeiten haben wir derzeit ja nicht. Wir müssen es riskieren.«

Mit Hilfe verschiedener Servo-Einrichtungen und mit Unterstützung des TOMCAT-Roboters schafften es Perry Rhodan und Tess Qumisha, die beiden Ersatzspeicher an die Ladebuchsen zu hängen und damit die bordeigenen Speicher aufzufüllen.

Die geleerten Ersatzspeicher ließen sie im Raum zurück. Die Valenter würden sie kaum finden und Rückschlüsse auf den Kurs der Micro-Jets ziehen können. Nach einer Viertelstunde waren die bordeigenen Speicher geflutet, und der Flug konnte weitergehen.

Nach abermals drei Stunden erreichten die Gravitras wieder ihre Ladegrenze, und die letzten beiden Ersatzspeicher der LE-MJ-02 wurden zur Befüllung verwendet.

»Noch halten Speicher und Triebwerke durch«, sendete Rhodan von seiner Jet aus. »Wir sind nur noch rund dreitausend Lichtjahre vom Rand der galaktischen Hauptebene entfernt.«

»Dann auf zum letzten Sprung!«, rief Tess forsch. Sie blickte sich zu Benjameen um, der tatsächlich immer noch schlief.

Die beiden Micro-Jets gingen zum letzten Mal synchron in den Hyperraum. Und Norman, der kleine Elefant, versuchte erneut zu trompeten.

*

Als sie diesmal in den Normalraum zurückfielen, leuchtete vor ihnen eine planetenlose blaue Riesensonne. »Bmerasath, endlich«, sagte Tess Qumisha leise. Den Stern hatten die Terraner und die Arkoniden schon bei der ersten Erkundung Tradoms als Zwischenstation und Orientierungspunkt benutzt. Die Arkoniden hatten der Sonne den Namen nach dem blau schimmernden Halbedelstein gegeben, den man auf nur wenigen Welten fand und der auf Arkon auch eine fast religiöse Bedeutung besaß.

»Hoffen wir, dass sich Ascari da Vivo an die Absprachen gehalten hat und wir hier zumindest Funksonden vorfinden«, sagte Rhodan über Funk.

»Schöne Aussichten«, murmelte Tess, als sie hinter sich ein leises Stöhnen hörte. »Benjameen kommt zu sich«, teilte sie Rhodan mit. »Ich muss mich um ihn kümmern.«

»Das hat noch Zeit«, widersprach der Terraner. »Halte mich nicht für herzlos, Tess, aber lass uns den Kontakt zur KARRIBO herstellen.«

Tess sah über die Schulter. Benjameen lag schon wieder ruhig. Sie drehte sich um und nickte. »Schon gut.«

Die Micro-Jets nahmen erneut Fahrt auf. Im Abstand von dreißig Kilometern näherten sich die beiden terranischen Fahrzeuge der blauen Sonne.

An Bord herrschte atemlose Stille. Jeden Augenblick konnten Katamare des Reiches oder Polizeischiffe der Valenter auftauchen und das Feuer eröffnen.

Tess Qumisha zählte die Sekunden. Noch geschah nichts - bis sich von hinten eine Hand auf ihre linke Schulter legte.

Sie fuhr herum - und blickte direkt in Benjameens verschlafene Augen.

»Ben, du solltest doch...«, sagte sie erschrocken.

»Ich hatte Schlaf genug, wenn du das meinst«, unterbrach er sie mit einem Lächeln. »Sag mir lieber, wo wir hier sind und was geschieht.« Seine Stimme klang noch unsicher, aber sein Blick klärte sich bereits auf.

Tess sah auf die Kontrollen und wollte ihm einige Informationen geben. Doch genau in diesem Augenblick sprachen die Orter an.

Ein großes Objekt tauchte direkt vor ihnen aus der Sonnenkorona auf. Es war kein Katamar, kein Schlachtschiff des Reiches. Es war eine Kugel von 1500 Metern Durchmesser!

»Die KARRIBO!«, klang Perry Rhodans Stimme aus den Lautsprechern. »Wir haben es geschafft!«

»Gratuliere, Perry«, sagte Tess tonlos.

Benjameen schwieg. Seine Stirn lag plötzlich in tiefen Falten.

Er konnte sein Glück nicht fassen. Als die Soldaten kamen, um erneut eine Gruppe zum Verhör zu holen, hatte er sich stumm in eine Ecke des Hangars gedrückt und sich unsichtbar zu machen versucht.

Die Gruppen waren kleiner geworden, er wusste nicht, aus welchem Grund. Vielleicht, weil die Informationen, die die Befreiten übermittelten konnten, nicht interessant genug waren. Er wusste aber um den Wert seiner Informationen, und ihm war klar, dass diese für die Arkoniden sehr wichtig sein konnten.

Sie durften ihn nicht bekommen, nicht ihn! Sie durften alle befragen, aber auf gar keinen Fall ihn.

Einer der Arkoniden sah ihn, wie er sich in die Ecke drückte. Der Weißhaarige stieß eines der großen Wesen mit den drei Augen an, die immer in Begleitung der Arkoniden kamen, und wies auf ihn.

»Du kommst noch dran, keine Sorge«, hatte der Weißhaarige gesagt und seine Zähne entblößt. Dann war er gegangen.

Das hätte bedeutet, dass die letzten Verhöre schon bald an der Reihe waren. Doch dann erstarben die Sirenen. Vom Korridor her, der am Hangarschott vorbeiführte, waren schnelle Laufschritte zu hören. Und bald darauf wurden die letzten Verhörten hereingebracht, man hatte sie größtenteils gar nicht richtig befragt.

Er kauerte noch immer in seiner Ecke und wartete darauf, dass er jetzt endgültig zum Verhör gebracht wurde. Doch nichts dergleichen geschah. Etwas Unerwartetes musste geschehen sein.

Der einsame Gefangene hoffte darauf, dass erneut etwas geschah, was ihm weiterhelfen konnte. Er klammerte sich an diese Hoffnung.

Schließlich konnte er sich nicht vorstellen, was außerhalb dieses Hangars im Schiff vorging. Gab es Kämpfe mit fremden Raumschiffen? Waren die Fremden nun Freunde oder Feinde der Inquisition der Vernunft?

Die wichtigste Frage war: Konnte es für ihn und die Botschaft, die er innerhalb von zehn Tagen abliefern musste, besser werden oder nur schlechter?

Er rechnete mit dem Schlimmsten, das hatte er sich zu Eigen gemacht, und das musste er auch. Der Tod war sein ständiger Begleiter, er trug ihn in sich. Ein Wunder? Darauf durfte er nicht hoffen.

Aber er hatte wenigstens Zeit gewonnen. Wie viel das wert war, das würde sich zeigen.

Nur eines stand unverbrüchlich fest: Er musste nach Toko-Ro - tot oder lebendig!

*

Benjameen da Jacinta fühlte sich einigermaßen in Form, als die beiden Micro-Jets in die KARRIBO einschleusten. Er war wach, fühlte sich lediglich etwas schwach in den Gliedern.

Die Belebungsspritze hatte anscheinend keinerlei schädliche Wirkungen hinterlassen. Sie war sanft gewesen und hatte den anschließenden Schlaf nicht behindert.

Tess dagegen bereitete ihm viel mehr Sorgen. Sie wirkte nervös und zerfahren. Wahrscheinlich hatte sie sich während der letzten Stunden verausgabt.

Ein mulmiges Gefühl übermannte ihn, wenn er sich an Bord eines arkonidischen Schiffes wiederfand. Oft war er in früheren Jahren von den Arkoniden als Überläufer betrachtet worden. Die Zeiten hatten sich zwar geändert, dennoch blieb das unangenehme Gefühl, als Benjameen mit Tess und Norman ausstieg. Zusammen mit Rhodan und den beiden Wissenschaftlern wurde er von einem Teil der uniformierten Besatzung des Flaggschiffs in Empfang genommen.

Wenige ablehnende Blicke trafen ihn. Andere wirkten, zu seiner Überraschung und Genugtuung, eher freundlich. Benjameen atmete innerlich auf. So schlimm konnte es also nicht werden.

»Die Mascantin lässt euch durch mich übermitteln«, sagte ein Offizier in gestelztem Tonfall, »dass sie euch in einer Tonta zu einer Lagebesprechung lädt. Die Mascantin wünscht, dass ihr euch alle einfindet. Bis dahin werden wir euch Kabinen anweisen.«

Eine Tonta war eine arkonidische Zeiteinheit und entsprach 85,2 Minuten.

Arkoniden in dezenten Bordkombinationen führten die Gäste zu den für sie vorbereiteten Unterkünften. Benjameen staunte nicht schlecht. Die Architekten waren so gut informiert gewesen, dass sie für ihn, Tess und Norman eine Dreierkabine hergerichtet hatten. Zudem wies diese Kabine allerlei Annehmlichkeiten auf - von großräumigen Hygienezellen über eine Küchenzelle, die keine Wünsche offen ließ, bis hin zu dem Doppelbett und zu der speziell gefütterten Schlafstatt für Norman.

Ein kurzes Funkgespräch mit Perry Rhodan bestätigte, dass man sich für ihn und die beiden Wissenschaftler die gleiche Mühe gegeben hatte.

»Erweisen wir uns der Ehre würdig«, sagte der Terraner und lächelte freundlich, »zu den Ehrengästen des arkonidischen Flaggschiffes zu zählen.«

»Ich gebe mir alle Mühe.« Tess lächelte zurück.

*

Als die Gruppe um Perry Rhodan den großen Besprechungssaal erreichte, waren bereits einige hochrangige Arkoniden anwesend. Nur Ascari da Vivo war noch nicht zugegen. Ein Offizier wies den Gästen ihre Plätze an. Rhodan wirkte nicht überrascht, als man ihm klar machte, er solle neben der Admiralin sitzen.

Benjameen da Jacinta und Tess Qumisha bildeten ein Paar, ebenso wie Humphrey Blue Parrot und Sackx Prakma auf der gegenüberliegenden Seite. Für Norman war ein großes Kissen hinter Benjameens Stuhl auf dem Boden bereitgelegt worden. Der kleine Elefant ließ sich mit wohliger Tröten darauf nieder.

Als Ascari da Vivo den Raum betrat, nahmen die arkonidischen Offiziere Haltung an. Benjameen drehte sich um.

Der Zeroträumer kannte die Auftritte der Arkoniden. Diesmal jedoch übertraf sie sich selbst. Sie trug eine hautenge, halb durchsichtige Kombination aus weißem, samtähnlichem Material. Ihre langen weißblonden Haare waren kunstvoll hochgesteckt. Augen, Wangen und Lippen waren geschminkt - geschmackvoll, nicht aufdringlich.

Ascari da Vivo blieb vor dem Tisch stehen und ließ ihren Blick über die Versammelten schweifen. »Ich danke für euer Erscheinen«, sagte die Admiralin.

Servo-Roboter tischten Essen und Getränke auf. Innerhalb kürzester Zeit erfüllte betörender Duft den großen Raum. *Die Arkoniden wollen uns zeigen, dass sie auch in Krisenzeiten wissen, wie man gut speist*, dachte Benjameen.

Ascari da Vivo hob ihr Glas. »Für Arkons Ruhm und Ehre!«, rief sie, und die Anwesenden schlossen sich an.

Die Mascantin hatte hervorragend geplant, sie legte offensichtlich keinen Wert auf zu viel Zeitverlust. Während des Essens ließ sie ihren Bericht ablaufen. Hologramme tanzten über dem Tisch, informierten über die letzten Ereignisse in Tradom. So erfuhren die Terraner, was die Arkoniden zuletzt herausgefunden hatten. Auch die jüngsten Befragungen der Befreiten flossen in den Bericht ein.

Als Ascari mit ihrem Bericht fertig war, hatten die Anwesenden auch ihr Mahl beendet. Die Servos räumten Teller und Töpfe ab, ließen nur die Getränke zurück. Verschiedene Weine und Fruchtsäfte standen zur Wahl. Benjameen beobachtete, dass Ascari da Vivo und Perry Rhodan sich unabgesprochen für denselben Rotwein entschieden, und verbiss sich ein Lächeln.

Auch Rhodan informierte über die jüngsten Ereignisse in Virginox, nachdem die Katamar-Raumschiffe aufgetaucht waren. Sein Bericht, ebenfalls durch Hologramme unterstützt, war wesentlich kürzer.

»Ich bitte um Zustimmung«, schloss Rhodan, »dass die Befreiung der LEIF ERIKSSON aus ihrer misslichen Lage Priorität besitzt bei allem, was wir tun. Eventuelle Kommandoeinsätze sollten auch weiterhin stets mit dem Nebeneffekt verbunden sein, die Katamare von Virginox fortzulocken.«

»Akzeptiert«, sagte Ascari da Vivo.

Einer ihrer Offiziere hob die Hand. Die Mascantin gab ihm das Zeichen zu sprechen.

Der Offizier erhob sich und stützte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch. »Mein Vorschlag lautet, erneut nach Tradom vorzustoßen, und zwar direkt zum Sektor Roanna. Wir müssen dort die Forschungsarbeiten der Tradom-Wissenschaftler am Sternenfenster behindern. Je länger das Fenster nur einseitig durchlässig bleibt, desto besser ist es für die Milchstraße. Außerdem würden wir so viel Aufsehen erregen, dass die Katamare aus Virginox zurückgezogen würden.«

Ascari da Vivo nickte langsam und lächelte Rhodan an.

»Der Vorschlag ist gut, Krantor - in der Theorie«, wandte sie ein. »Aber wie sollten wir dies bewerkstelligen, wenn wir nicht einmal nahe genug an einen einzelnen Katamar herankommen können? Was meinst du dazu, Rhodan?«

»Die Admiralin hat Recht - leider«, gab der Terraner zurück. »Wir besitzen ein mächtiges Raumschiff, aber wir sind unterlegen, ebenso wie die LEIF ERIKSSON. Unser wichtigstes Ziel sollte sein, zu den mysteriösen Eltanen Kontakt herzustellen - oder aber zu dem geheimnisvollen Trümmerimperium, das mit den Eltanen möglicherweise in Zusammengang steht.«

Ascari da Vivo warf ihm einen funkelnden Blick zu, in dem Spott oder auch Anerkennung liegen konnten. Benjameen da Jacinta registrierte es genau, konnte den Blick aber nicht einschätzen.

»Ich erkläre die Besprechung für beendet«, sagte Ascari da Vivo. »Perry Rhodan und ich werden uns in gemeinsamer Diskussion im kleinen Kreis auf Ziele für unsere Ablenkungsangriffe einigen.«

*

Benjameen konnte sich für zehn Minuten wach halten, dann schlief er ein. Tess Qumisha lag neben ihm, beide wie ein doppeltes Fragezeichen aneinander gekuschelt. Sie schnarchte schon leise, aber das war nichts gegen Normans unmelodisches Tröten und Pfeifen.

Benjameen hörte von alledem nichts mehr. Die Stunden des Schlafes auf dem Flug hierher hatten nicht gereicht, das spürte er jetzt. Die Erschöpfung war stärker gewesen, als er geglaubt hatte und als es ihm lieb gewesen wäre.

Benjameen schlief ein. Er hatte keinen Gedanken an einen Zerotraum verschwendet, hatte sich eher den Kopf über Perry Rhodan und Ascania Vivo zermartert. Seine spezielle Begabung ruhte genau in diesem Moment nicht.

Zunächst schlief Benjameen ruhig. Doch dann, plötzlich, war es da - das Wesen mit dem anderen Traum.

Benjameen konnte den Kontakt nicht verhindern. Sein Geist begann im Schlaf zu arbeiten. Er konnte es nicht verhindern. Es war eine nicht gewollte, eine instinktive, eine nicht gesteuerte Tätigkeit.

Insgesamt steckten 122 Gefangene - nein, es waren befreite Wesen - in drei Hangars der KARRIBO. Einige von ihnen schliefen, so wie er. Und einer dieser schlafenden Geister übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Benjameen aus.

Das fremde Wesen riss Benjameen in seine Träume. Der junge Arkon-Mutant fand sich in einer Traumwelt wieder, in der er sich erst einmal zurechtfinden musste. Er begriff sich als *Bleu Cefu*, ein Angehöriger einer entfernt humanoiden Rasse, der *Medilen*.

Nur Benjameens jahrelanges Training verhinderte, dass er nicht um sich schlug und Tess weckte. So blieb der Zeroträumer still liegen und wartete auf das, was weiter kommen würde.

Der Arkonide verstand sofort, dass er es mit einem sehr intensiven Träumer zu tun hatte. Der Medile war kein gewöhnliches Wesen, auch wenn er als solches zu erscheinen versuchte. Er barg ein Geheimnis von großer Wichtigkeit und hatte Angst davor, es preisgeben zu müssen.

Ein tief in Bleu Cefus Bewusstsein verankerter Mechanismus sorgte dafür, dass der Medile starb, bevor er sein Wissen unfreiwillig weitergab oder seinen *Auftrag* gefährdete. Entsprechend vorsichtig musste Benjameen sein, wollte er nicht für Cefus Tod verantwortlich sein. So versuchte er, ganz behutsam in das Schlafbewusstsein und so in die Träume des Wesens einzudringen und erst einmal ein Bild von ihm zu gewinnen.

Es war schwerer als sonst. Das Bild war verschwommen. Benjameen konnte es nicht auf Anhieb einem der befreiten Gefangenen zuordnen. Auf jeden Fall handelte es sich bei Bleu Cefu weder um einen Quintanen noch um einen Pombaren, er war ebenso wenig ein Prymbo oder eine Rishkanische Kara. Cefu war und blieb humanoid.

Er träumte von einem Flug zu einer unbekannten Welt. In diesem Traum dominierte die Angst, diese Welt nicht oder nicht mehr rechtzeitig zu erreichen.

Benjameen litt mit ihm. Er versuchte automatisch, ihm Hoffnung zu geben, aber es war schwer, in Cefus Bewusstsein einzudringen. Sosehr Benjameen sich auch anstrengte - er »sah« den Zielplaneten als verwaschene Vorstellung. Immer wieder wurde er mit einem geheimnisvollen Auftrag konfrontiert, dessen Charakter er nicht zu ergründen vermochte.

Doch dann, Benjameen befürchtete schon, Bleu Cefu würde erwachen, erhaschte der Zeroträumer eine Information, mit der er nicht gerechnet hatte. Ihm wurde schwindlig angesichts der Möglichkeiten, die sich nun anboten.

Ohne dass Benjameen es wahrnahm, beschleunigte sich sein Puls. Verschiedene Traumebenen beeinflussten sich, überlagerten einander, und auf einmal hatte er wieder die Fluten und die Messer von Quintatha in seinen Träumen.

Er keuchte im Traum, er spürte, wie er sich in den schwarz werdenden Fluten verlor.

Sein Atem ging keuchend, die Strudel wurden stärker, das Schwarz nahm zu, und er bemerkte mit einem letzten Funken von wachem Bewusstsein, wie ihn ein schwarzer Strudel verschlang...

*

»Ben?«, fragte Tess Qumisha. »Ben!«

Der Arkonide wälzte sich auf der Liege. Seine Lebensgefährtin packte seine schweißnassen Hände und hielt sie fest.

Benjameen atmete schwer. Dann erst schlug er die Augen auf. Sein Blick flackerte, bis er sie sah und sich wie ein Anker an sie klammerte.

»Was ist geschehen?«, fragte er mit schwerer Zunge. »Ich fühle mich... wie benebelt.«

»Kein Wunder. Der Zerotraum hat dich wohl endgültig umgeworfen, und die Strapazen von Linckx haben dich

jetzt endgültig lahm gelegt. Das alles war wohl zu viel für dich.«

Tess hauchte ihm einen Kuss auf die Stirn, wischte ihm den Schweiß ab und reichte ihm ein Glas Mineralwasser. »Da, nimm, dann wird das wieder.«

Krächzend bedankte sich Benjameen. Jetzt erst bemerkte er, wie ausgetrocknet sein Mund war. Er trank hastig, bis das Glas leer war. Danach wischte er sich mit dem Handrücken über den Mund.

»Wie... wie lange war ich weg?«, fragte er. »Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor.«

»Es waren mehr als sechs Stunden.« Tess füllte das Glas erneut.

»Sechs Stunden?« Benjameen schoss hoch. »Bleu Cefu! Ich muss sofort zu Rhodan. Das ist wichtig!«

»Bleu Cefu?« Tess schaute ihn an. »Heißt so das Wesen, mit dem du im Zerotraum einen Kontakt hattest?«

Benjameen nickte. »Ja«, sagte er und blickte kurz auf den Boden. »Er begreift sich selbst als Medilen. Es war unglaublich schwer, an ihn heranzukommen und an seinem Traum zu bleiben. Er hat einen Auftrag zu erfüllen und weiß nicht mehr, ob er es noch kann, weil ihn die Gefangenschaft viel Zeit kostete.«

»Und was ist das Wichtige daran?«

»Es ist kaum zu glauben, aber...« Er schaute ihr direkt in die Augen. »Er ist ein Gewährsmann des Trümmerimperiums.«

Die ehemalige Telepathin starre ihn an. »Ein... Bist du dir da ganz sicher, Ben?«

»Völlig.«

»Und würdest du ihn erkennen, wenn du ihn sehen würdest?«

»Ich bin nicht ganz sicher. Das Bild, das er im Traum von sich hatte, war zu verschwommen. Er war humanoid, ja, und ich glaube, seine Haut war sehr bleich.« Benjameen nickte. »Und er war schmächtig. Ja, doch, ich würde ihn erkennen, Tess.«

»Dann müssen wir wirklich auf schnellstem Weg mit Perry Rhodan sprechen!«, rief die Terranerin. »Er muss sofort informiert werden! Den Arkoniden ist mit Bleu Cefu ein wichtiger Fang gelungen, ohne dass sie es wissen! Komm, Ben!«

*

Perry Rhodan erreichten sie in Rekordzeit über Interkom. Der Terraner schaute sie interessiert aus dem Holowürfel an.

»Ich habe die letzten paar Stunden auch geschlafen«, eröffnete er ihnen. »Ich bin gespannt, was so dringend ist, dass ihr mich wecken müsst. In zwei Stunden habe ich ohnehin wieder eine Besprechung mit der Admiralin.«

»Sie wird vielleicht anders ausfallen, als du denkst«, sagte Tess und nickte ihrem Partner zu. »Fang an, Ben!«

Der Zeroträumer musste sich einen Ruck geben. Nachdem er einmal begonnen hatte, sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus.

Perry Rhodan, der ihn anfangs mit zusammengezogenen Brauen gemustert hatte, bekam große Augen. Seine Lippen wurden zu einem schmalen Schlitz. Die Backenmuskeln zuckten.

»Das Trümmerimperium«, sagte er leise, als der Mutant geendet hatte. »Ein Gewährsmann des Trümmerimperiums - unter den Befreiten! Wer hätte an so etwas gedacht!«

»Ja«, sagte Tess, den Blick hoffnungsvoll auf ihn gerichtet. »Was tun wir jetzt, Perry?«

»Zuerst einmal muss Ascaria Vivo davon erfahren. Die KARRIBO ist *ihr* Schiff. Ohne sie können wir gar nichts unternehmen.«

Benjameen und Tess sahen im Holowürfel, wie Rhodan über Interkom eine Verbindung zur Mascantin erwünschte. Ascaria Vivo ließ sich Zeit. Erst nach einer Minute erschien ihr Gesicht in einem weiteren Holo; vor Tess und Benjameen schwebten jetzt zwei Würfel.

Auf Ascaris Stirn standen Falten der Verärgerung. Offensichtlich hatte auch sie geschlafen.

»Was gibt es, das nicht auch noch zwei Stunden Zeit gehabt hätte?«, fragte sie ungehalten. Ihr Blick traf Benjameen, dessen Hologramm ebenfalls in ihrer Kabine schwiebte. »Hast du geträumt?«

»Ja«, sagte Benjameen nur. »Und das Ergebnis ist wichtig.«

Es blieb dem Arkoniden nicht erspart, seinen Zerotraum noch einmal erzählen zu müssen.

»Das ist allerhand«, sagte die Mascantin abschließend. Im Holowürfel war zu sehen, dass sie sich von einem Servo-Roboter ein kaltes Getränk bringen ließ. »Ein Gewährsmann des Trümmerimperiums unter den 122 Gefangenen der Valenter, bestimmt für die Folterwelt. Ob die Valenter davon gewusst haben?«

»Ich bezweifle es«, antwortete Rhodan. »Sonst hätten sie ihn abgesondert. Ein Gewährsmann des Trümmerimperiums ist viel zu wertvoll.«

Ascaria Vivo schwieg. Ihr schönes Gesicht wirkte wie eine Maske, es zeigte sich keine Regung ab. Sie ließ

sich ein zweites Getränk bringen, diesmal anscheinend etwas Alkoholisches. Dann stand sie auf und ging auf und ab.

Plötzlich fiel es dem Aktivatorträger auf. »Nein!«, rief er aus. »Sag, dass das nicht wahr ist!«

»Wenn du es doch schon weißt!«, giftete sie ihn an. »Ja, es stimmt! Ich habe die Gefangenen mit einem Beiboot ausfliegen lassen - diesen Bleu Cefu und seine 121 Kumpane. Natürlich war das Boot, ein Kleinkugelraumer, durch jede Menge funktionslose Aufbauten verfremdet, um eine Erkennung zu vermeiden.«

»Oh, mein Gott!«, kam es von Benjameen. »Ich hätte mich früher melden sollen.«

»Das konntest du nicht«, sagte Tess und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Sie sah aus, als wolle sie sich jeden Moment auf die Arkonidin stürzen, die in diesen Augenblicken gar nicht mehr so stolz und erhaben wirkte.

»Los, weiter!«, sagte Perry Rhodan kalt.

»Was weiter?«, zischte Ascari ihn an. »Die 122 Tradomer wurden vor drei Stunden auf dem Freihandelsplaneten Shurriks abgesetzt; das Schiff ist schon wieder zurück. Es war ihr eigener Wunsch. Verdammtd, Rhodan, du bist nicht mein Richter! Wie konnte ich etwas von Bleu Cefu ahnen!«

Sie hatte Recht, das musste er ihr zugestehen. *Niemand* hatte von der Präsenz des Gewährsmanns etwas wissen können. Und Bleu Cefu hatte sich nicht von sich aus zu erkennen gegeben.

»Was ist mit dem Beiboot?«, fragte Rhodan.

»Wie schon gesagt, es ist bereits zurückgekehrt«, antwortete die Adminalin. »Vor etwas mehr als einer halben Stunde. Momentan wird es gewartet, und die Verkleidungen...«

»...bleiben dran«, schnitt Rhodan ihr das Wort ab. »Das Boot wird noch einmal zu diesem Planeten fliegen. Diesmal mit an Bord: Benjameen da Jacinta und Tess Qumisha. Sie müssen versuchen, Bleu Cefu auf Shurriks wieder zu finden.« Er drehte sich zu den beiden um. »Falls ihr einverstanden seid.«

»Natürlich, Perry«, sagte Benjameen. »Allerdings unter einer Bedingung...«

Rhodan seufzte. »Natürlich, Benjameen. Du brauchst nichts mehr zu sagen. Norman fliegt mit. Passt nur auf, dass keiner über seinen Rüssel stolpert und sich das Bein bricht...«

6.

Shurriks: Eine Welt für Gauner

14. Dezember 1311 NGZ

Benjameen hatte das Beiboot aufgrund seines durch die Aufbauten gestalteten Aussehens DRAGON getauft - nicht gerade besonders originell, aber zumindest in Tradom einzigartig. Seit einer Stunde raste es mit Höchstgeschwindigkeit seinem knapp 19.000 Lichtjahre entfernten Ziel entgegen - Zeit genug für Benjameen und Tess, sich mit ihm vertraut zu machen.

Inzwischen wussten sie aus den Daten, die man mittlerweile über die Galaxis Tradom gewonnen und ausgewertet hatte, dass Shurriks der vierte von dreizehn Planeten einer gelbweißen GOV-Sonne war. Der Planet umkreiste die Sonne in 153 Millionen Kilometern Distanz. Das entsprach fast der Sonnendistanz der Erde.

Auch der Durchmesser bewegte sich mit 12.990 Kilometern im gewohnten Bereich, mehr noch sogar die Schwerkraft mit 1,01 Gravos. Die Tageslänge hingegen betrug nur 15,42 Stunden, die Achsneigung 15 Grad.

Aus den Analysen, die die DRAGON beim ersten Anflug und der Landung gewonnen hatte, ging hervor, dass Shurriks ein Sauerstoffplanet mit besten Lebensbedingungen für Menschen war. Für Terraner und Arkoniden gefährliche Krankheitskeime hatten sich nicht feststellen lassen.

Wie bekannt handelte es sich bei Shurriks um eine Freihandelswelt. Benjameen und Tess wussten von der arkonidischen Besatzung, die beim ersten Mal hier gelandet war, dass es nur eine einzige größere Ansiedlung gab, die Stadt Caikango mit zwei Millionen ständigen Einwohnern. In einem Umkreis von 250 Kilometern rings um Caikango breiteten sich Landwirtschaft und Rohstoffbetriebe aus.

Hervorgegangen war Shurriks vor mehr als tausend Jahren ursprünglich aus einem Stützpunkt von Raumpiraten - in Tradom nicht ungewöhnlich. Längst hatte sich Shurriks zu einer Welt ohne Herrscher, ohne wirkliche Polizeimacht und ohne kostenfreie Infrastruktur entwickelt.

Straßen, Gebäude, Exo-Hospitäler, Energie, Nahrung und Wasser wurden von einer Gemeinschaft der mächtigsten Gruppen zur Verfügung gestellt. Sie nannte sich *der Kreis*. Der Kreis kontrollierte die Zufuhr und Distribution von Versorgungsgütern aller Art. Doch die Organisation ließ sich von den Besuchern des Planeten ihre Dienste teuer bezahlen.

So viel hatten die Besatzungsmitglieder des Beiboots entweder von ihren 122 Passagieren oder auf Shurriks direkt

erfahren. Sie wussten auch, dass Shurriks seine einzige Existenzberechtigung aus dem interstellaren Handel bezog. In der Stadt Caikango konnten Piraten jeglicher Couleur, Kriminelle, Halbkriminelle, aber auch am Rande der Legalität operierende Händler Waren kaufen und verkaufen.

Dazu zählten lebendige Waren. Eine der wichtigsten Einrichtungen auf Shurriks war der Sklavenmarkt von Caikango.

Diese Auskunft war ein Schock für Benjameen da Jacinta. Er hatte den Kommandanten der DRAGON nach einem bleichhäutigen Humanoiden unter den Befreiten gefragt.

Der Arkonide namens Ussuf, ein weißhaariger, bäriger Mann in mittlerem Alter, hatte bestätigt, dass ihm ein solches Wesen aufgefallen sei. Es habe im Gegensatz zu den anderen Befreiten kein einziges Wort von sich gegeben, habe geradezu verschüchtert gewirkt. Außerdem sei es das einzige humanoide Wesen mit fast weißer Haut an Bord gewesen, zudem eines der Wesen, die man gegen Ende nicht mehr verhört hatte.

»Das hat sich ohnehin nicht gelohnt. Keiner von den Burschen wusste irgendetwas wirklich Wichtiges.« Ansonsten war Ussuf nicht sehr gesprächig.

Benjameen und Tess mussten auf ihn zugehen, wenn sie etwas von ihm erfahren wollten. Dann antwortete der Kommandant knapp und war offenbar froh, wenn man ihn wieder in Ruhe ließ.

Wie Benjameen wenig später erfuhr, bestand sein ganzer Körper von den Hüften abwärts aus künstlichen Gliedmaßen. Was ihm in einem Kampf auf einem nur noch in den Großrechnern von Arkon existierenden Planeten die untere Hälfte seines Leibes weggebrannt hatte, bereitete ihm trotz modernster Ara-Medizin immer noch Schmerzen. Er war zu stolz, um diese Schmerzen zu zeigen. Andererseits aber zerfraßen sie ihn. Er war längst nicht mehr der junge, tatendurstige Arkonide, der einst sein eigenes Schlachtschiff in den Kampf geworfen hatte. Das hatte ihn bitter gemacht.

Immerhin konnte er Benjameen noch berichten, dass trotz des eindeutig illegalen Status ein Polizeischiff der Valenter Shurriks überwachte. Das Schiff, so die Informationen des Kommandanten, kümmerte sich allerdings nie um die versammelte Kriminalität um und auf dem Planeten.

»Wie kann das sein?«, fragte Benjameen Tess leise in einer Nische der Zentrale, wohin sie sich zurückgezogen hatten. »Das alles ist mir rätselhaft.«

Bis zum Ende des Überlichtflugs waren es noch zwei Minuten. Die Spannung an Bord stieg an.

»Wir werden es erfahren, spätestens nachdem wir gelandet sind«, sagte Tess. »Zweifellos hat diese Freihandelswelt für die Valenter und das Reich Tradom eine Bedeutung, sonst würden sie die hier herrschenden Zustände nicht dulden.«

»Das sage ich mir auch. Aber worin liegt der Sinn?«

»Soweit wir das übersehen können«, meinte Tess, »läuft alles in Tradom auf die Erzielung größtmöglichen Profits hinaus. Ich vermute, dass hier der Schlüssel liegt.«

»Und die Befreiten? Weshalb wollten sie unbedingt nach Shurriks?«, wollte Benjameen wissen. Er beantwortete sich die Frage selbst: »Weil sie hoffen, hier untertauchen zu können, wo keine Ordnung herrscht. Aber gilt das auch für Bleu Cefu?«

»Wenn er Glück hat, weiß noch niemand außer uns, Rhodan und der Admiralin von seiner wahren Identität.« In diesem Augenblick stürzte das Schiff in den Normalraum zurück, mitten im System der GOV-Sonne.

*

Tess Qumisha hatte mit ihrer Vermutung Recht behalten. Wie den Terranern schon bekannt war, lief in Tradom offensichtlich alles auf die Erzielung größtmöglichen Profits für das Reich hinaus. Das Polizeischiff der Valenter hatte absolut nichts zu bedeuten; es diente wohl nur dazu, die Profite des Reiches abzusichern.

Was für die Ausbeutung durch das Reich Tradom den Ausschlag gab, war das Tributkastell am Rand der ausgedehnten Raumhafenbereiche, das beim Landeanflug deutlich sichtbar war. Ussuf und seine Besatzung waren bei der ersten Landung an eine andere Stelle dirigiert worden.

Jetzt offenbarte sich den Besatzungsmitgliedern das Kastell in all seiner Hässlichkeit und Fremdartigkeit: ein riesiger grauer Betonkomplex ohne Fenster, wie ein 1,2 mal 1,8 Kilometer großer Bunker in die Landschaft gesetzt.

Im Tributkastell residierten in erster Linie die Steuereinnehmer des Reiches Tradom. Sie waren auf jedem bewohnten Planeten zu finden, genau wie die 450 Meter hohen Säulen, auf denen das *Auge Anguelas* ruhte, das stilisierte Symbol der »gütigen Macht«, die über Tradom und seine Völker wachte.

»Das ist wieder einmal die typische Doppelmoral des Reiches«, sagte Tess bitter. »Das Reich weiß sehr genau um Shurriks und die hier umgeschlagenen Waren. Dadurch, dass die Wartungsdienste für Raumschiffe und

die Hafenstandplätze ausschließlich vom Reich Tradom zur Verfügung gestellt werden, kassiert das Tributkastell astronomische Summen.«

»Ein klassisches Monopol«, pflichtete Benjameen ihr bei. »Wenn es um CE-Tradicos geht, ist das Reich Tradom nicht wählervisch. Es würde mit dem Teufel paktieren. Solange man auf Shurriks das Monopol des Reiches auf gewisse Dienstleistungen respektiert, solange die Mittel fließen, ist die Existenz des Freihandelsplaneten gesichert.«

»Es gibt offenbar einen großen Gewinnbringer des Reiches Tradom auf Shurriks«, sagte Ussuf, während die DRAGON eingewiesen wurde und niedersank. »Nahe am Sklavenmarkt befindet sich eine Handelsvertretung, so viel konnten wir bei der ersten Landung in Erfahrung bringen. Wir wurden sogar angefunkt.«

»Angefunkt?«, fragte Tess.

»Eine Anfrage, ob wir etwas zu verkaufen hätten, zu angemessenen Preisen.«

»Angemessene Preise!« Benjameen lachte wütend auf. »Ich kann mir vorstellen, wie diese angemessenen Preise aussehen. Bestimmt verfügt die Handelsvertretung über größere Geldreserven als alle anderen Marktteilnehmer von Caikango zusammen. Und wenn ich mir vorstelle, dass Piraten, Diebe oder Händler, die nach Shurriks kommen, sich häufig in Notlagen befinden und zu verkaufen gezwungen sind, kann die Vertretung den Preis diktieren. Verkauf oder stirb!«

»Und die Handelsvertretung des Reiches dürfte sich kaum um die Herkunft der angebotenen Waren kümmern«, sagte Tess.

Benjameen gab keinen weiteren Kommentar ab. Er konzentrierte sich auf die Landung. Nahe an einem Abfertigungsgebäude setzte die DRAGON sanft auf, ohne vorher kontrolliert worden zu sein.

Die Besatzung war erleichtert: Weil es bereits ihre zweite Landung auf Shurriks war, hatte theoretisch die ernsthafte Gefahr bestanden, dass einer der entlassenen Gefangenen sein Wissen an das Tributkastell verkauft hatte.

Aber nichts geschah. Benjameen, Tess, Norman und die insgesamt fünfzehn Arkoniden verließen das Beiboot, das syntronisch gesichert wurde, und marschierten schnurstracks hinüber zum Abfertigungsgebäude, wo ein Robotkommando auf sie wartete. Sie alle trugen einfache Kombinationen, in denen sie allerdings Waffen versteckt hatten.

Noch einmal kamen die Arkoniden ins Schwitzen. Dann stand fest, dass die Roboter lediglich die Hafengebühr kassieren wollten. Ussuf entrichtete sie. Dank der zahlreichen Erkundungsflüge in Tradom besaßen die Männer und Frauen von der LEIF ERIKSSON und der KARRIBO beachtliche Barmittel und Chips mit CE-Tradicos.

Es gab keine Belästigung mehr. Die Arkoniden und die Terranerin hatten sich bereits maskiert. Die Verkleidung war minimal - zwei Ohrsicheln, violette Augenkontaktlinsen und etwas Haarfarbe -, aber wirkungsvoll.

Das Einsatzkommando trennte sich. Tess, Norman und Benjameen bildeten eine Gruppe, Ussuf mit sechs Arkoniden und sieben Arkoniden mit einem Mann namens Arhan als Anführer die beiden anderen. Jede Gruppe mietete einen Schweber und sollte an verschiedenen Stellen in die Hauptstadt eindringen.

Spätestens am Abend des Tages, der gerade erst angebrochen war, wollten sie sich bei der DRAGON wieder treffen. Bis dahin konnten sie über Funk miteinander in Kontakt treten, sobald jemand fündig geworden waren.

7.

Bleu Cefu: Leben und Überleben

Die drei Quintanen hatten ihn in die Enge getrieben. Hinter ihm erhob sich nur eine drei Meter hohe Mauer, das Ende der schmalen, schmutzigen Gasse, in der der Unrat sich türmte. Bleu Cefu musste aufpassen, wohin er trat. Zweimal schon wäre er fast auf leeren Dosen ausgerutscht.

»Lasst mich!«, schrie er heiser. »Ich habe kein Geld, um euch dieses Zeug abzukaufen!«

»Du wärst aber gut beraten, Schmaler!«, sagte der Insektoid, der in der Mitte ging.

Langsam kamen die Quintanen näher, langsam und drohend. Sie wussten, dass er ihnen nicht entkommen konnte - jetzt nicht mehr.

Hätte sich der Medile in Caikango besser ausgekannt, es hätten sich ein Dutzend Möglichkeiten zur Flucht ergeben. Doch er war fremd, gerade einen Tag hier. Und er hatte nur noch neun Tage Zeit...

Wie es jetzt aussah, blieben nicht einmal die...

»Ich sage euch doch, ich will nichts kaufen!«, schrie Bleu Cefu.

»Das ist schade. Lasyragsäure schenkt schönere Träume, als du sie je erlebt hast. Willst du davon probieren?«

Cefu stieß mit dem Rücken gegen die Mauer, vor der sich die Abfälle einen Meter hoch häuften. Er rutschte ab und fiel. Im Fallen schlitzte er sich an einem scharfen Gegenstand den rechten Unterarm auf. Gelbes Blut sickerte

in den Stoff seines togaähnlichen Gewands. Er erschrak und presste die Hand darüber, um die Blutung zu stillen. Die Wunde tat höllisch weh.

»Siehst du?«, fragte der Quintane. Fünf Meter vor ihm waren die drei Insektoiden stehen geblieben. »Wer nicht kaufen will, muss fühlen. Was ist? Warum sagst du nichts mehr? Hast du so viel Angst um dein jämmerliches Leben?«

»Ich... habe kein Geld!«, presste der Medile unter Krämpfen hervor. Sein Körper war empfindlich und reagierte fatal auf jede Verletzung.

Der Anführer der Bande trat zwei weitere Schritte vor. Plötzlich blitzte ein langes Messer in seiner Hand. Seine großen Facettenaugen leuchteten. Die Fühler waren auf Bleu Cefu gerichtet.

»Dann hast du auch sicher nichts dagegen, wenn wir uns deine Taschen etwas näher ansehen, nicht wahr? Stell dir nur vor, du hättest *doch* Geld und wüstest es nicht. Was für eine Schande! Leider treffen wir immer wieder auf Besucher der Stadt, die fälschlicherweise glauben, sie wären mittellos. Dann sind sie umso dankbarer, wenn wir ihr Geld für eine ordentliche Dosis Lasyragsäure nehmen. Glaub mir, besser könntest du es nicht investieren. Nicht in dieser Stadt, nicht auf diesem Planeten.«

Der Medile sah, wie der Insektoid langsam weiter auf ihn zukam, während er sprach. Er begriff, dass er ihn einzulullen wollte, um dann plötzlich anzugreifen.

Bleu Cefu hatte in Caikango bereits mehr Leichen gesehen, als ihm lieb sein konnte. Wer hier den ersten Tag überlebte, der hatte Glück gehabt. Es gab keine Polizei.

Rechts und links hinter dem Anführer blockierten seine beiden Kumpane die Gasse, zu deren beiden Seiten windschiefe Häuser mit dreckigen Fassaden drei, vier Stockwerke in die Höhe wuchsen. Von einigen Balkonen sahen die Bewohner herab, Angehörige verschiedener Völker.

Keiner tat etwas für Cefu, im Gegenteil. Der bevorstehende Mord schien für sie Abwechslung in ihrem tristen Alltag zu sein.

Bleu Cefu wusste also, dass er von niemandem Hilfe zu erwarten hatte. Er musste sich selbst helfen, aber wie? Er war nicht der Stärkste, im Gegenteil, und die Armwunde schwächte ihn zusätzlich.

Wenn ich jetzt sterbe, komme ich nie nach Toko-Ro und kann nie die unendlich wichtige Botschaft überbringen!

Natürlich besaß er noch CE-Tradicos, aber die brauchte er für die Raumschiffspassage. Wie er es auch drehte und wendete, er war verloren. Alle seine Hoffnungen - zerstört. Was hatte er also davon, dass ihn die fremden Räumfahrer befreit und anschließend ohne Verhör freigelassen hatten?

»Ich werde dich jetzt durchsuchen!«, kündigte der Quintane an. »Am besten hältst du still und machst keine Bewegung, oder mein kleiner Freund...«, er hob sein Messer, »... wird selbstständig. Widerstand kann er nämlich überhaupt nicht leiden.«

Er war heran, stand breitbeinig und vornübergebeugt vor dem Medilen, der mit dem Rücken auf dem Abfallberg lag und sich vor Schreck und Angst nicht zu röhren vermochte.

Bleu Cefu sah die Hand näher kommen, die nach seiner Brusttasche griff, langsam und gierig. Es war genau die Tasche, in der er den Kreditchip mit den CE-Tradicos aufbewahrte. Die unbekannten Befreier hatten die 122 ehemaligen Gefangenen mit ein bisschen Geld in die Freiheit entlassen, damit sie die ersten Tage auf der Freihandelswelt überleben konnten.

Die dünnen Finger des Quintanen steckten schon halb in der Tasche, als etwas mit Cefu geschah, was er selbst nicht begriff. Er stieß einen Schrei aus, stemmte sich mit beiden Armen, ungeachtet der Wunde, in den Abfallberg und trat zu. Er traf den Insektoiden mitten im Leib, genau dort, wo sich die schmälste Stelle des Körpers befand. Der Quintane kreischte schrill auf - und brach zusammen!

Bleu Cefu konnte nicht begreifen, was geschehen war. Der Quintane lag offensichtlich tot vor ihm, Opfer einer reinen Reflexbewegung.

Auf den Balkonen wurde geklatscht. Hochrufe in den verschiedensten Sprachen ertönten.

Bleu Cefu spürte festen Boden unter den Füßen und versuchte sich aufzurichten. Vor seinen Augen trieben Nebel. Er schwankte, dann wurde ihm bewusst, dass er es noch immer mit zwei Gegnern zu tun hatte.

Der heftig atmende Medile sah das Messer am Boden liegen, zwischen Dosen und Büchsen, Glas- und Metallflaschen. Die beiden Banditen standen noch unschlüssig vor ihm. Sie flohen nicht, schienen aber auch nicht den Mut zu besitzen, ihn ohne Anführer anzugreifen.

»Verschwindet!«, krächzte Bleu Cefu. »Lasst mich allein!«

Aber die Quintanen rührten sich nicht. Von den Balkonen auf der rechten Straßenseite wurden sie angefeuert zu kämpfen. Von links kamen die Anfeuerungsrufe für Bleu.

Der Medile verstand die Welt nicht mehr. Dort, woher er kam, gab es solche Rituale nicht. Sie waren barbarisch.

Aber er verstand, dass er sich ihnen stellen musste, wollte er hier überleben.

So schnell es ihm möglich war - Medilen waren keine Kämpfer -, bückte er sich und hob das Messer vom Boden auf. Er richtete sich wieder auf, um zu sehen, wie die beiden Verbrecher ihre Köpfe zusammensteckten und offenbar ihr Vorgehen gegen ihn besprachen. Und dann kamen sie auch schon.

Sie wollten ihn in die Zange nehmen. Einer kam von rechts, der andere von links. Auch sie hatten ein Messer, aber nur eins. Sie warfen sich die Waffe immer wieder gegenseitig zu, um Bleu zu verwirren.

Dabei kamen sie unaufhaltsam näher. Jetzt trennten sie nur noch drei Schritte von ihm. Weiter heran kamen sie nicht, wahrscheinlich aus Angst, ebenfalls durch einen Tritt in die zerbrechliche Körpermitte zu sterben.

»Bleibt stehen!«, schrie Cefu. »Ich warne euch nur einmal!«

Der Medile hatte einen dicken Kloß im Hals. Seine Hände waren feucht, fast entglitt ihnen das Messer. Immer noch blutete er am rechten Arm. Bleu zwang sich dazu, nicht daran zu denken. Dennoch musste dieser Kampf schnell entschieden sein, sonst würde er das Bewusstsein verlieren.

Plötzlich sprang der linke Quintane vor. Das Messer blitzte in seiner Hand. Bleu Cefu ließ sich zur Seite fallen. Auch das war eine rein instinktmäßige Bewegung. Wieder landete er zwischen Dosen und anderem Abfall.

Kleine Tiere huschten quiekend davon, wie in einer Explosion. Eines biss sich in Cefus Bein fest. Er schrie vor Schmerzen, doch bevor er daran denken konnte, es abzuschütteln, waren beide Angreifer über ihm.

Der mit dem Messer holte weit aus. Bleu Cefu sah dem Tod entgegen. Zu einem weiteren Tritt war er nicht fähig. Seine Beine, sein ganzer Körper war wie gelähmt.

Ich darf ihnen das Geld nicht geben!, dachte der Medile. Selbst wenn ich es jetzt tätte, würden sie mich nicht am Leben lassen! Und ich brauche es für die Passage!

Da fauchte ein Schuss durch die Luft. Der Bewaffnete stieß einen schrillen Schrei aus und ließ das Messer fallen. Auf dem Brustteil seiner Kombination erschien ein schwarzer Fleck. Dann färbte es sich grün. Seine Hände öffneten und krampften sich knackend zusammen.

Der Quintane sank röchelnd und mit gebrochenen Facettenaugen zu Boden. Vor Cefus Füßen blieb er verblutend liegen.

Sein Komplize starrte ihn an. Bleu Cefu kannte die Mimik der Quintanen von der gemeinsamen Gefangenschaft her einigermaßen gut und wusste, dass der letzte überlebende Bandit entsetzt war. Wahrscheinlich überlegte er in diesen Sekunden, was er tun sollte - fliehen oder kämpfen.

»Du Bastard!«, kreischte er den Medilen an. »Dafür wirst du bezahlen!«

Damit warf er sich herum und rannte davon, so schnell ihn seine Beine trugen, und das rettete ihm das Leben.

Er rannte Haken. Dort, wo er eben noch gewesen war, zischten Strahlschüsse in den Boden. Erst als er in einer Seitengasse verschwunden war, hörten die Schüsse auf.

Bleu Cefu wurde auf den Balkonen gefeiert. Jetzt zeigten sich auch Bewohner der Stadt in der Gasse und kamen neugierig näher. Cefu lag mit dem Rücken auf dem Abfallhaufen. Mit letzter Kraft erreichte er das am Boden liegende Messer und schnitt sich damit das ratteähnliche Tier vom Bein. Die Schmerzen brachten ihn fast um.

Er sah alles wie durch Schleier. »Geht weg!«, stöhnte er. »Lasst mich in Ruhe!«

Die Armwunde blutete noch immer. Mehr Blutverlust konnte Cefu nicht verkraften, und bestimmt würde sich die Bisswunde am Bein entzünden.

Das war das Ende. Er hatte versagt. Seine Botschaft würde ihr Ziel nie erreichen.

Bleu Cefu sank in sich zusammen. Er sah gerade noch, wie die neugierigen Stadtbewohner eine Gasse bildeten. Durch diese Gasse kam mit kräftigen Schritten eine humanoide, hochgewachsene Gestalt in einer schwarzen Kluft.

Gegen die Sonne konnte er ihr Gesicht nicht richtig erkennen, aber er hatte den Eindruck, dass es ebenfalls schwarz war. Eine Maske?

Bleu Cefu rang nach Atem. Die Luft brannte höllisch. Instinktiv spürte er, dass ihm von dem Fremden keine Gefahr drohte. War er es, der den Banditen von hinten erschossen und seinen Kumpan davongejagt hatte?

Der Medile wollte sich aufrichten. Er wollte etwas sagen, eine Frage stellen. Aber plötzlich war nur noch Schwärze vor seinen Augen.

Bleu Cefu verlor das Bewusstsein.

*

Als er wieder zu sich kam, brauchte Bleu Cefu eine Weile, um sich seiner Umgebung bewusst zu werden.

Er befand sich nicht mehr in der Sackgasse, sondern in einem halbdunklen Raum. Er lag auf einer weichen, feuchten Liege. Es stank nach Moder. Er konnte gut genug sehen, um die Schimmelflecken an der niedrigen

Decke und an den Wänden zu erkennen.

Das wenige Licht fiel durch ein kleines Fenster herein. In den Sonnenstrahlen tanzte der Staub, vor allem dann, wenn Bleu sich bewegte. Er hatte auf dem Rücken gelegen. Jetzt drehte er sich auf die Seite - und schrie im nächsten Moment auf. Ein halbes Dutzend kleinwüchsiger, krötenähnlicher Stadtbewohner schrak auf. Sie hatten vor der Liege gekauert und offenbar darauf gewartet, dass er erwachte.

Die Wunden! Er hatte sie völlig vergessen. Jetzt stellte er fest, dass beide verbunden waren. Die Armwunde hatte zu bluten aufgehört, und die Beinwunde schien nicht entzündet zu sein. Sie schien fachmännisch behandelt worden zu sein.

Wem hatte er das zu verdanken? Dem schwarzen Fremden?

Unwillkürlich fuhr seine Hand in die Brusttasche, in der er den Chip aufbewahrte. Er war noch da. Niemand hatte ihn während seiner geistigen Abwesenheit ausgeraubt.

Einer der Kleinwüchsigen kam mit seltsam hölzern wirkenden Bewegungen, tatsächlich fast wie eine Kröte, an die Liege gehoppelt und reichte ihm mit beiden Händen eine Schale.

»Trink das!«, quäkte er. »Hom-Barla hat gesagt, es würde dir gut tun.«

»Hom-Barla?«, fragte der Medile. »Ist das...?«

»Ja«, sagte das Wesen. »So nennt sich dein Retter. Er hat dich in unsere Obhut gegeben, denn er kann selbst nie lange an einem Ort bleiben. Er kämpft überall in Caikango für die Gerechtigkeit.« Der Kleinwüchsige stieß einen unbeschreibbaren Laut aus. »Wir wissen nicht, was das ist, die Gerechtigkeit, aber wir glauben daran, dass Hom-Barla gegen das Böse kämpft.«

»Das Böse?«, fragte Cefu.

»Alles, was unser Leben unerträglich macht. Alles, dem wir gehorchen müssen«, antwortete das Wesen.

Bleu Cefu trank, und tatsächlich fühlte er sich bald besser. Verloren geglaubte Kräfte kehrten zurück. Seine Wunden pochten, aber es war das Pochen der Gesundung. *Noch neun Tage!* Er konnte es schaffen. Er musste zum Raumhafen. Besser hätte er ihn nach der Landung des Beiboots nie verlassen. Aber wie kam er jetzt dahin? Und vor allem: Sein Geld reichte bestimmt nicht für eine Passage nach Toko-Ro.

Bisher hatte er mehr Glück gehabt, als er sich hatte vorstellen können. Eben noch hatten Valenter ihn gefangen genommen und in einem Gefängnis interniert. Mit dem Abtransport zur Folterwelt Sivcadam war jederzeit zu rechnen gewesen, und ein Verhör auf diesem Planeten hätte mit Gewissheit zu seinem Tod geführt. Denn jeder Gewährsmann des Trümmerimperiums, der über gewisse Kenntnisse verfügte, war konditioniert zu sterben, bevor er unter Folter oder Medikamenten Geheimnisse verriet.

Darauf war Bleu Cefu innerlich vorbereitet gewesen. Er hatte gewusst, dass dies geschehen konnte, bevor er seinen Auftrag annahm, die Botschaft zu überbringen.

Dann aber waren die fremden Befreier gekommen. Er wusste nicht viel mehr über sie, als dass es sich bei ihnen um Humanoide handelte, vermutlich um die zwei Meter groß. Ihre Verbündeten waren noch größer und besaßen lange pendelnde Arme; dazu kam sogar ein Echsenwesen.

Mit dem Reich hatten sie wahrscheinlich nichts zu tun. Zwar hatten sie die meisten der Befreiten verhört, sie aber ansonsten gut behandelt.

Mit allem hatte Bleu Cefu gerechnet, nur nicht damit, dass man sie nach Shurriks brachte und einfach freiließ und sie darüber hinaus noch mit Barmitteln ausstattete. Normalerweise war es zu wenig, um den Planeten zu verlassen, aber ausreichend, um eine Weile in Caikango unterzutauchen. Und wenn man Glück hatte und es geschickt anfang, so, wie Cefu es eigentlich vorhatte, konnte man schnell die doppelte Summe daraus machen.

»Gib uns deine Bekleidung!«, sagte der Sprecher der Kleinwüchsigen. »Sie ist schmutzig von den Abfällen, in die du gefallen bist. Sie stinkt, riechst du das nicht? Wir werden sie für dich waschen und trocknen. In zwei Stunden hast du sie zurück.«

Der Medile zögerte. Der Krötenähnliche hatte Recht. So konnte er sich nirgends sehen lassen, am allerwenigsten beim Raumhafen. Also nahm er den Chip aus der Tasche und zog das Gewand aus. An einigen Stellen war es zerrissen und zerschnitten, und am Arm klebte das gelbe Blut.

»Danke«, sagte das Wesen und nahm das Bündel in Empfang. »In zwei Stunden bin ich wieder hier. Die Sonne brennt heiß vom Himmel und wird den Stoff schnell getrocknet haben. Wenn du mich inzwischen brauchst, frage nach Guar.«

Bleu Cefu nickte. Guar verließ mit einigen seiner Artgenossen den Raum. Nur zwei von ihnen blieben zurück und musterten den Medilen neugierig.

Bleu Cefu saß auf dem Rand der Liege. Er blickte an sich hinab und betastete vorsichtig die Verbände. Der Medile war 1,80 Meter groß und besaß eine blasse, fahl schimmernde Haut. Die Glieder waren lang und schmal.

Sein Blick fiel auf eine Glasscheibe, die an eine Wand gelehnt war. Das wenige Licht reichte gerade noch aus,

um sein Spiegelbild darin zu erahnen: den haarlosen Schädel mit den tief liegenden roten Augen und der hohen Stirn; den fingerdicken Knorpelwulst, der in Stirnhöhe um den gesamten Kopf herumlief und ein exaktes Raumhören ermöglichte - zahllose kleine Öffnungen in Porengröße ließen den Schall eindringen.

Der Mund des Medilen war zahnlos. Bleu Cefu zerbiß seine Nahrung mit den rasiermesserscharfen Lippen und zermahlte sie im Mundraum mit den weit hinten liegenden Knochenleisten. Dieser so unscheinbar wirkende Mund war seine einzige natürliche Waffe.

Und damit sollte er sich in Caikango behaupten? Er war nicht schnell genug, um zu fliehen. Er war nicht stark genug, um Mann gegen Mann zu kämpfen. Er musste hier heraus, aber erst, wenn er sein Geld verdoppelt hatte!

Bleu Cefu hatte immer auf der Seite der Schwächeren gestanden. Er war in der Sklaverei geboren worden. Während seiner Kindheit hatte ein Aufstand, der das Leben seiner Eltern kostete, die Sklavenhalter hinweggefegt. Cefu war von da an zwar eine Waise gewesen, aber immerhin frei. Er hatte zu hassen gelernt, und dieser Hass hatte stets dem galaxisweiten System gegolten, das die Sklaverei in Tradom ermöglichte. Dieser Hass hatte auch dazu geführt, dass er sich als Gewährsmann für das Trümmerimperium gewinnen ließ, trotz aller Risiken, trotz des wohl unvermeidlichen Todes im Fall einer Gefangennahme.

Und so drehte sich alles im Kreis. Weil er für das Trümmerimperium arbeitete, musste er seine Botschaft innerhalb von neun Tagen nach dem Planeten Toko-Ro bringen, gelegen in der Südseite voll Tradom. Er musste sie an den Stellvertretenden Schwarmer von Aarus-Jima übergeben. Und weil das so war und seine CE-Tradicos für eine Passage nach Toko-Ro nicht ausreichten, musste er in eines der Spielkasinos von Caikango. Was er besaß und gegen die Banditen bis fast zu seinem Tod verteidigt hatte, war nur das »Startkapital«.

Bleu Cefu wartete. Es dauerte nicht einmal zwei Stunden, bis Guar mit seiner gereinigten Kleidung zurück war. Cefu zog sie über und ließ sich von Guar einen Gürtel geben, um das Gewand in der Taille zusammenzuschnüren. Auch ein großes weißes Tuch nahm er entgegen, das er sich über Kopf und Oberkörper legen sollte, sobald er ins Freie ging. Als Bleu fragte, was er zu bezahlen habe, wehrte der Krötenähnliche ab.

»Hom-Barla hat uns schon bezahlt«, sagte er mit einem glucksenden Geräusch, das wohl ein Lachen darstellen sollte. Von seinen Begleitern kam dasselbe Geräusch. »Ihm scheint viel an dir zu liegen, und wer sein Freund ist, ist auch unser Freund.« Er trat näher. Seine Stimme wurde leiser. »Pass gut auf dich auf, Freund, denn Jarl-Co, den du getötet hast, hatte viele Komplizen in der Stadt. Ken-Ken, der entkommen ist, wird sie auf dich hetzen.«

»Dazu müssen sie mich erst einmal finden«, sagte Bleu Cefu. »Aber ich danke dir für die Warnung. Wo verbringe ich den Tag am sichersten?«

»In Caikango? Nirgendwo. Aber am ehesten vielleicht auf dem Sklavenmarkt.«

»Ausgerechnet dort?«, fragte der Medile ungläubig.

Guar machte eine Geste mit beiden Händen. Bleu Cefu konnte die feinen Schwimmhäute zwischen den jeweils sechs Fingern erkennen. Guars Vorfahren hatten, zumindest teilweise, im Wasser gelebt, von dem es auf Shuriks reichlich gab. Was hatte sie hierher verschlagen, in die trockene Stadt? Gab es in den Häusern Becken, oder lebten sie zum Teil in der Kanalisation?

»Ja, dort«, sagte Guar. »Ich weiß, dass es nach einem Widerspruch klingt. Aber dort sind die schlimmsten Banditen versammelt, und ein jeder belauert den anderen. Keiner gönnt dem anderen seine Beute. Es kommt oft zu Kämpfen. Du verstehst...?«

»Ich denke, schon.« Bleu Cefu stand auf und ergriff Guars Oberarm - die Geste des Danks und des Abschieds auf seiner Welt, die er nie richtig kennen gelernt hatte. Was er trotzdem von ihr wusste, das stammte von den Medilen, die mit ihm aus der Sklaverei hatten fliehen können. Später hatten sie sich in alle Winde zerstreut. »Ich fürchte, wir werden uns nicht wiedersehen, Guar, aber ich wünsche euch viel Glück für die Zukunft - und nochmals vielen Dank.«

»Geh schon!«, sagte das kleinwüchsige Wesen. »Glück wirst du selbst brauchen. Meide die Einsamkeit. Such immer die Nähe vieler Wesen. Dann bist du am sichersten.«

Bleu Cefu zog die Hand zurück, nickte und wandte sich zum Gehen. Noch einmal drehte er sich um, als Guar ihm etwas hinterherrief. Guar hielt das Messer in die Höhe, das den Banditen gehört hatte.

Der Medile winkte ab. Er verabscheute die Gewalt und war kein Kämpfer. Das Messer wäre nur eine Herausforderung an andere, Stärkere. Er würde nur verlieren.

*

Die Mittagshitze war unerträglich. Die Sonne brannte gnadenlos von einem stahlblauen Himmel herab. Nur weit im

Westen türmten sich weiße Wolken auf, vielleicht die Vorboten eines Gewitters. Aber es ging kein Wind, der sie herbeibrachte. Vielleicht änderte sich das am Abend.

Bleu Cefu war jetzt froh über das weiße Tuch, das seine Kopfhaut, den langen Hals und die freien Arme schützte. Mit kleinen Haken und Ösen wurde es über der Brust zusammengesteckt. Über dem Kopf wirkte es wie eine Kapuze und erschwerete so dem Banditen, den Guar als Ken-Ken bezeichnet hatte, das Wiedererkennen, falls sie sich über den Weg ließen.

Der Sklavenmarkt war nicht schwer zu finden. Alle Straßen und Gassen schienen zu ihm zu führen. Ein unbeschreiblicher Gestank hing in der Luft, dazu tobte ein Lärm, der immer lauter wurde.

Je weiter Bleu sich dem Stadtzentrum näherte, desto zahlreicher wurden die Stadtbewohner und die Besucher von fernen Planeten. Bleu sah in erster Linie zwei Meter große, echsenartige, verkrüppelt wirkende Wesen, die nur Lumpen am Leib trugen. Sie waren überall anzutreffen und bewohnten die Häuser, die auch hier, nahe dem Zentrum, nicht höher als vier, manchmal fünf Stockwerke reichten. Es waren die gleichen Wesen, die in der Mehrzahl auch bei seinem »Kampf« in der Sackgasse von den Balkonen gejubelt hatten - anscheinend die eigentlichen Bewohner der Stadt und des Planeten.

Am zweitstärksten vertreten waren - natürlich - die Quintanen. Bleu zuckte jedes Mal zusammen, wenn einer von ihnen ihm zu nahe kam. Ihnen folgten zahlenmäßig die grobschlächtigen Prymbos, die humanoiden Pombaren, die wendigen Rishkanischen Kara und die kleinen, ebenfalls humanoiden Saraler.

Manchmal sah Bleu einen Tark, einen Kasaten und eine ganze Gruppe von 2,2 Meter großen Motims. Sogar ein Woslit mit seinem pyramidenförmigen Kopf und den vielen Tentakeln fiel ihm auf und zu seiner völligen Überraschung zwei Artgenossen von ihm, zwei Medilen. Um sie machte er einen weiten Bogen. Er verspürte keine Lust, hier und jetzt in Gespräche verwickelt zu werden.

Das Gedränge wurde enger. Schon jetzt hörte Bleu Cefu das Geschrei der Sklavenhändler, die ihre »Ware« anpriesen. Ekel kam in ihm auf. Der alte Hass erwachte in ihm, und er überlegte kurz, ob er den Rest des Tages nicht doch lieber woanders verbrachte. Aber die Vernunft siegte. Die Anonymität in der Masse war der beste Schutz.

Natürlich hätte er gleich in eines der Spielkasinos gehen können. Die Wahrheit war: Er schämte sich. Er wollte nicht gesehen werden, das Licht des Tages war sein Feind.

Medilen besaßen eine hohe, vielleicht schon überzogene Ethik, die so gar nicht in die Galaxis Tradom zu passen schien. In eine Spielbank zu gehen erschien ihm verwerflich. Er tat es nur, um die restlichen CE-Tradicos für den Flug nach Toko-Ro zu gewinnen.

Bleu hatte einen anderen Grund, vorsichtig zu sein. Auch wenn es ihn wertvolle Zeit kostete, wollte er sichergehen, dass er nicht verfolgt wurde. Damit meinte er nicht einmal die mörderischen Quintanen, sondern etwas, das ihn schon seit der Landung auf Shurriks beunruhigte. Wer garantierte ihm, dass nicht für die befreiten Gefangenen eine raffinierte, trickreiche Falle der Valenter zuschnappen würde - selbst wenn sich diese in der Stadt fast nicht zeigten?

Bleu Cefus große, heimliche Angst war die, dass die Valenter ihn durchaus schon als Gewährsmann des Trümmerimperiums erkannt haben könnten. War dies der Fall, wussten sie auch, dass die Befragung auf Sivcadam seinen Tod gebracht hätte.

Bleu Cefu an ihrer Stelle hätte eine Befreiung fingiert - und den sich befreit glaubenden Gefangenen heimlich verfolgt. Dies hätte sie zwar nicht in den Besitz der Botschaft gebracht, wohl aber die nächste Kontaktperson enttarnt.

Hom-Barla?

Der Medile schob sich vorwärts. Inzwischen hatte er den eigentlichen Sklavenmarkt erreicht. Überall waren Stände und Podeste aufgebaut, mit Käfigen darauf oder mit Pfählen, an welche die feilgebotenen Sklaven gekettet waren. Kräftige Händler priesen ihre lebendige Ware an, meist mit Schockpeitschen in den Händen.

Die Sklaven schrien. Bleu Cefu traf jeder Schlag, als wäre er ihm selbst versetzt worden. Er zuckte zusammen. Auf seiner Stirn bildeten sich neue Schweißperlen. Seine Augen funkelten voller Hass, während er sich mit den Ellbogen frei stemmte. Er wurde an ein Podest gedrängt und sah, wie ein muskelbepackter Sklavenhändler, dessen Volkszugehörigkeit er nicht kannte, mit bloßen Fäusten auf ein schuppenbewehrtes und nur halb so großes grünes Wesen eindrosch.

Das Wesen wehrte sich nicht. Es kauerte auf den Plastikbohlen und gab klagende Laute von sich, das war alles. Sein Wille war gebrochen. Es ließ mit sich geschehen, was kam.

Nur nicht einmischen!, dachte Bleu Cefu, obwohl alles in ihm danach drängte. Nicht nur, dass er dem Sklavenhändler körperlich heillos unterlegen war, er hätte sich womöglich sogar verraten.

Die anderen Besucher des Sklavenmarkts ergötzten sich geradezu an derartigen Szenen. Sie genossen das Leid der armen Kreaturen. Er durfte nicht aus der Reihe tanzen.

Aber es fiel ihm unendlich schwer. Der Sklavenhändler schlug sein Opfer fast zu Tode, und immer wieder richtete es sich auf, blutend und unter Schmerzen. Je mehr es litt, desto lauter grölten die Zuschauer. Preise

wurden gerufen und überboten. Der monströse Händler schien zufrieden. Aber er hörte nicht auf zu schlagen, solange ihm die Gebote nicht hoch genug waren.

Angewidert schob sich Bleu Cefu durch die Menge, die aus reichen Kaufleuten, Kriminellen und irgendwelchen Sadisten bestand, die hier auf ihre Kosten kamen. Es kostete ihn Mühe, sich nicht zu übergeben. Wie ein Traumwandler bahnte er sich seinen Weg, auf der Suche nach einer ruhigen Ecke.

Diese war nicht so leicht zu finden. Bleu wurde nach rechts und nach links geschoben, von hinten gedrückt und prallte vorne auf die Vorangehenden. Überall ertönte das durch Lautsprecher verstärkte Geschrei der Anbieter. Einmal sah Bleu fünf Quintanen in einem Käfig aus flirrender Energie, aber kein Artgenosse von ihnen kümmerte sich um sie oder versuchte gar, sie zu befreien oder freizukaufen. Kein Einziger protestierte gegen ihre Gefangenschaft.

Caikango war ein Ort der Verdammnis. Prostituierte aller Völker boten ihre Dienste feil, mit ihren Messern spielende Killer lehnten an den Podesten und warteten auf Aufträge.

Irgendwann fühlte Bleu Cefu sich zu schwach, weiteren Widerstand zu leisten, und ließ sich einfach mit dem Strom treiben. Die Sonne stand schon merklich tiefer. Die Lautsprecherstimmen der Händler schallten in seinem Ohrkamm. Er spürte, wie seine Beine schwächer wurden, unsicherer.

Doch als er schon glaubte, dass seine Kräfte nicht mehr reichen würden, um den Sklavenmarkt zu verlassen, da sah er etwas, das in ihn fuhr wie ein Blitz.

*

Bleu hatte eine Schwester gehabt, die mit ihm beim Sklavenaufstand auf seiner Welt entkommen war. Bald darauf hatten sich ihre Wege getrennt, aber er sah immer noch ihr Gesicht vor sich. Es war das eines Kindes gewesen, doch nun, als er die Medilin in dem Käfig erblickte, oben auf dem Podest, gegen das er gedrückt wurde, verschlug es ihm den Atem.

Bleu Cefu war fast sicher, Duari wieder vor sich zu sehen. Dass eine Medilin in einem Sklavenkäfig steckte, war schon unglaublich genug. Aber wenn es tatsächlich gegen jede Wahrscheinlichkeit seine eigene Schwester sein sollte, ein Wesen von seinem Fleisch und Blut...

»Ja, seht sie euch alle an!«, rief der Sklavenhändler, ebenfalls ein großer, grober Klotz mit einer martialisch wirkenden Rüstung. »Dies ist beste Ware! Eine Medilin, garantiert noch unberührt! Wer sie ersteigert, wird nie wieder an eine andere Sklavin denken - so wahr ich Garachim heiße!«

Garachim!

Bleu merkte sich den Namen gut. Er blieb stehen, stemmte sich gegen die Flut der Schau- und Kauflustigen. Mit beiden Händen hielt er sich am Podest fest.

Garachim bemerkte ihn und trat auf ihn zu. Er beugte sich nieder.

»Nun, mein Freund?«, fragte er. »Du interessierst dich für die Sklavin? Eine aus deinem Volk sogar... Wie viel ist sie dir wert?«

Der Medile zwang sich in einer übermenschlichen Anstrengung zur Ruhe. Sein Herz klopfte wild. Seine Finger zitterten. Er musste sich beherrschen, um dem Sklavenhändler nicht in das breite Gesicht zu spucken.

»Was verlangst du für sie?«, fragte er krächzend.

»Für den Anfang - fünftausend CE-Tradicos.«

Das war mehr als das Dreifache von dem, was Bleu besaß. Aber auch sonst hätte er keinen Preis der Welt bezahlen können. Vielleicht täuschte er sich ja, wahrscheinlich sogar.

Es konnte nicht Duari sein. Jede Wahrscheinlichkeit sprach dagegen. Aber wenn doch?

»Ich muss mir die Sklavin aus der Nähe ansehen«, hörte der Medile sich sagen. »Erst dann kann ich ein Gebot abgeben.«

»Ein Medile bietet für eine Medilin!«, höhnte Garachim. »Das gefällt mir. Komm herauf, Freund, und sieh dir die Sklavin genau an.«

»Ich will mit ihr sprechen«, verlangte Bleu. Er wusste selbst nicht, woher er den Mut nahm. »Bevor ich für sie biete, will ich mehr von ihr wissen.«

»Du bist anspruchsvoll«, sagte Garachim. »Aber bitte - es sei dir gewährt.«

Bleu Cefu stieg die kleine Treppe zum Podest hinauf. Er wusste genau, er hatte sich nicht exponieren wollen. Der Weg zum Podest kam ihm vor wie zu einem Schafott. Aber dann stand er vor dem Käfig und umklammerte die Gitterstäbe. Er hatte Glück, dass es sich nicht um Stäbe aus reiner Energie handelte, wie bei den meisten anderen Käfigen. Links von ihm sah er darüber hinaus eine Tür mit einem metallenen Schloss. Garachim schien nicht zu den Anbietern zu gehören, die sich durch Reichtum moderne Käfige leisten konnten.

Die Medilin hatte ihn bemerkt. Langsam kam sie auf ihn zu, eher kriechend wie ein wildes Tier. Aus den Augenwinkeln heraus sah Bleu, wie Garachim sie beobachtete, wenn er nicht gerade lautstark die Vorzüge seiner anderen Sklaven pries.

»Wer bist du?«, fragte Cefu, als die Gefangene ganz nahe bei ihm war. »Kannst du sprechen?«

Sie machte eine Kopfbewegung, die eine Verneinung ausdrücken sollte.

Cefu holte tief Luft. »Kannst du mich denn wenigstens verstehen?«, wollte er wissen.

Diesmal antwortete sie stumm, aber bejahend. Erleichtert atmete er auf und fragte: »Kennst du deinen Namen? Ist er Duari?«

Er hatte kaum ausgesprochen, da ließ sie die Gitterstäbe los und rannte mit heiserem Kreischen davon. Unter einem Büschel Stroh versteckte sie sich.

Garachim kam heran und fragte wütend: »Was hast du ihr gesagt, Medile? Was hat sie so erschreckt?«

»Nichts.« Bleu Cefu bemühte sich, ruhig zu bleiben, obwohl sein Blut kochte. Wieso hatte sie auf diese Weise auf seine Frage reagiert? »Ich fragte sie nur, ob sie von mir gekauft werden wollte.«

Garachim grinste, »Das kann ich verstehen. Es war von vorneherein eine schlechte Idee, dass eine Medilin von einem Medilen gekauft werden sollte. Scher dich hier weg!«

Bleu Cefu tat nichts lieber als das. Aber er schwor sich wiederzukommen, sobald die Dunkelheit eingebrochen war.

8.

Benjameen und Tess: Im Dschungel der Stadt

Drei junge Eingeborene lenkten sie ab. Sie fragten nach einem Sklavenhändler namens Wistash; mitten im Gedränge entwickelte sich ein Gespräch. Tess und Benjameen kannten überhaupt keine Sklavenhändler auf Shurriks, geschweige denn einen Wistash.

Aber sie kannten sich inzwischen in Caikango gut genug aus, um die Absicht der drei offensichtlich sehr jungen Wesen zu erkennen. Sie warfen sich einen Blick zu.

Tess nickte und redete mit den Eingeborenen. Benjameen wartete fünf Sekunden, dann wirbelte er herum und packte die Hände eines anderen Planetariers, die sich eben in die Taschen ihrer Kombinationen schieben wollten.

Der Bursche schrie auf und wollte davonrennen. Benjameen versetzte ihm eine saftige Ohrfeige, bevor er losließ. Norman verpasste ihm noch einen Hieb mit dem Rüssel.

»Ben, sie wollen Ärger!«, rief Tess.

Der Arkonide hatte sich schon wieder umgedreht. Er sah die Messer in den Fäusten der drei Jungen, deren Aufgabe es war, sie abzulenken. Er stöhnte.

»Warum macht ihr es euch so schwer?«, fragte er seufzend. »Euer Kumpan ist doch schon weggelaufen...«

Die drei jungen Banditen griffen an, mitten im Gewühl der Marktbesucher. Tess und Benjameen machten kurzen Prozess und setzten die Dagorgriffe ein, die sie seit Jahren übten. Im Nu waren die drei Banditen entwaffnet. Tess sammelte die scharfen Messer auf und steckte sie sich in den Gürtel.

»Vielleicht können wir sie noch gebrauchen«, sagte sie. »Das war jetzt schon der dritte versuchte Überfall, seitdem wir in dieser verkommenen Stadt sind. Seltsam, dass es die Banditen besonders auf Norman abgesehen haben.«

»Für sie ist er exotisch - und daher besonders wertvoll«, meinte Benjameen. »Wir sollten ihn in unsere Mitte nehmen.«

Sie schoben sich weiter durch das Gewühl. Es war schwer, in dem Wirrwarr nicht die Orientierung zu verlieren. Der gemietete Schweber war bei einem »Hotel« am Strand geparkt, wo relativ wenig Betrieb herrschte. In Wirklichkeit handelte es sich um eine simple Absteige, in der zwielichtige Gestalten ihre Bleibe für die Nacht und oft auch für den Tag fanden. Dafür war das Risiko, dort erkannt zu werden, ziemlich gering.

Benjameen hoffte, dass sie rechtzeitig bei Anbruch der Dunkelheit wieder den Weg dorthin finden würden - und den Schweber.

»Den Taschendieben fällt wirklich nichts Neues mehr ein«, sagte Tess, während sie einen »lahmen« Bettler mit einer Armbewegung davonscheuchte. Plötzlich konnte er sehr gut laufen. »Zwei, drei Mistkerle verwickeln dich in ein Gespräch, und die anderen schleichen sich von hinten an und bedienen sich. Es ist auf allen Planeten dasselbe.«

Benjameen zuckte zusammen, als ein grauenvoller Schrei ertönte. Sein Kopf flog herum, und über die Häupter der Massen hinweg sah er auf einem Podest einen Humanoiden, der von einer riesigen, echsenhaften

Kreatur mit einem Neurostab gequält wurde.

Für einen Moment glaubte er, Bleu Cefu gefunden zu haben, denn das geschundene Wesen trug ebenfalls helle, blutüberströmte Kleidung und hatte blasse Haut. Aber dann, als der Sklavenhändler den Kopf seines Opfers an den Haaren nach hinten riss, sah er die drei schwarzen Augen und die langen Zähne des Gefangenen, und das entsprach keinesfalls dem wenngleich vagen Bild, das er von Bleu Cefu bekommen hatte.

»Komm weiter«, drängte Tess. »Wir können nichts für ihn tun. Oder willst du *alle* Sklaven befreien?«

Benjameen murmelte einen Fluch. Sie wurden weitergeschoben. Der Arkonide stolperte über einen am Boden liegenden Gegenstand und wäre fast gefallen, was in dem Gedränge leicht den Tod bedeuten konnte.

»Wie viel kostet er?«

Benjameen starrte den Quintanen, der die Frage gestellt hatte, entrüstet an. Eine Hand des Insektoiden lag auf Normans Kopf.

Benjameen da Jacinta konnte nicht anders. Aller Frust, alle aufgestaute Wut brach durch. Er schmetterte dem Insektoiden die Faust gegen den Schädel. Bevor er zusammenbrechen konnte, fing er den Bewusstlosen auf und legte ihn sich über die Schulter. Auf dem nächsten Podest legte er ihn ab.

»Ben, dort!«, flüsterte seine Partnerin.

Der Arkonide folgte ihrem ausgestreckten Arm und sah den Valenter, der seinerseits ihn musterte. Am Gürtel seiner martialisch wirkenden Uniform hing eine schwere Energiewaffe, aber er traf keine Anstalten, danach zu greifen. Er sah Ben nur an, wie um sich sein Gesicht genau einzuprägen, und blickte dann in eine andere Richtung.

»Diese Polizisten kümmern sich wirklich um nichts«, sagte Tess. »Vor ihren Augen könnte ein Mord geschehen.«

Zwei Stunden lang, in denen sie noch zweimal Taschendiebe und einen »Interessenten« für Norman abwehren mussten, durchstreiften sie den Sklavenmarkt, ohne eine Spur von Bleu Cefu zu finden. Wie auch? Benjameen da Jacinta musste sich eingestehen, dass seine ursprüngliche Annahme, der Medile würde sich im größten Chaos verbergen, wohl falsch gewesen war.

Schließlich fanden sie eine verlassene Gasse und nahmen Funkkontakt mit den beiden anderen Gruppen auf. Weder Ussuf, der mit seinen Leuten die Hotels und Absteigen in den äußeren Stadtbezirken absuchte, noch Arhan, der sich nach ergebnisloser Suche in den Spielhöllen wieder zum Raumhafen zurückgezogen hatte, konnten Erfolge verkünden.

Was hatte Benjameen erwarten sollen? Eine einzelne Person in diesem Schmelzriegel zu finden, noch dazu, wenn ihr genaues Aussehen nicht bekannt war, kam einem Wunder gleich.

»Er ist wie ein gehetztes Wild«, sagte der Zeroträumer, als er mit Tess in der Gasse auf einer primitiven Bank saß, mitten in Haufen von Unrat. »Mehr noch. Er hat diesen Auftrag und muss ihn befolgen. Wir haben erlebt, was es heißt, in Caikango nicht unter die Räder zu geraten, wie ihr Terraner sagt. Und wir sind zu dritt. Er ist allein. Er wird alles tun, um zu überleben. Dazu braucht er ein Versteck. Ihn hier zu finden wird noch richtig schwer.«

»Jammern nützt nichts«, sagte Tess. »Also, was tun wir? Ich schätze, bis zum Sonnenuntergang haben wir noch drei Stunden Zeit.«

»Weitersuchen, obwohl ich nicht mehr an einen Erfolg glaube! Ein Gewährsmann des Trümmerimperiums kann nicht so einfach zu entdecken sein, wenn er gerade erst aus der Gefangenschaft befreit wurde und Verfolger zumindest theoretisch fürchten muss. Das hatte ich nicht genügend berücksichtigt. - Und noch etwas.«

»Was denn, Ben?«

»Bleu Cefu träumte von einem Auftrag und einer Welt, die er erreichen muss, um diesen Auftrag zu erfüllen. Verstehst du, Tess? Er muss Shuriks verlassen, und das wahrscheinlich in einer bestimmten Zeit.«

»Aber er hat nicht genug Geld dazu, oder?«

»Die CE-Tradicos, die er von uns bekommen hat, reichen für eine Passage nach anderen Planeten nicht aus. Ich hätte früher darauf kommen sollen! Es gibt hier in Caikango nur eine Möglichkeit, sein Geld schnell zu vermehren.«

»Die Spielkasinos!«, sagte Tess.

»Genau«, bestätigte ihr Partner. »Damit steht fest, dass wir heute Abend *nicht* zur DRAGON zurückfliegen werden. Wir bleiben in der Stadt und sehen uns in den Spielhöllen um. Fühlst du dich noch fit genug?«

»Natürlich, Ben. Und wenn wir Bleu Cefu nicht in den Kasinos finden?«

»Dann bleibt uns immer noch der Zerotraum - und die Hoffnung, dass dies hilft.«

Benjameen da Jacinta nahm Funkverbindung mit Ussuf auf und teilte ihm seine Entscheidung mit. Sofort erklärten sich Ussuf und auch Arhan bereit, sich mit ihren Männern und Frauen in das Nachtleben von Caikango zu stürzen. Mehr konnten die Galaktiker jetzt nicht tun.

9. *Bleu Cefu: Das Ende einer Hoffnung*

Er war ein Gewährsmann des Trümmerimperiums. An das und nichts anderes hätte er jetzt denken dürfen. Die Vernunft sagte ihm, dass er einige Spielkasinos aufsuchen oder sich ein möglichst sicheres Quartier für die Nacht suchen sollte. Doch sein Herz sagte etwas anderes.

Duari!

War es wirklich seine Schwester gewesen, dort im Käfig? Hatte ein unglaubliches Schicksal sie hierher verschlagen? Er hatte sie längst tot geglaubt. War sie es gewesen, gegen alle Wahrscheinlichkeit?

Warum hatte sie ihm dann nicht geantwortet? Weshalb war sie vor ihm weggegangen und hatte sich versteckt?

Bleu Cefu war den ganzen Rest des Tages über den Sklavenmarkt geirrt. Er besaß einen besseren Orientierungssinn als ein Terraner und würde den Käfig und Garachim auch im Dunkeln ohne Probleme wiederfinden - falls es in dieser Stadt überhaupt jemals wirklich dunkel wurde.

Zur Dämmerung hin hatte es sich bereits etwas gelichtet. Viele Besucher des Sklavenmarkts hatten genug gesehen, einige hatten ihre Geschäfte getätig und waren in ihre Unterkünfte in den Hotels und Absteigen zurückgekehrt - vielleicht um am nächsten Tag noch einmal ihr Glück zu versuchen. Das galt natürlich hauptsächlich für jene, die heute leer ausgegangen waren. Viele von ihnen würden ebenfalls in den Kasinos die CE-Tradicos zu gewinnen versuchen, die ihnen am Kaufpreis für Sklaven noch fehlten.

Wie durch ein Wunder hatte es keine weiteren Angriffe auf Bleu Cefu mehr gegeben. Manchmal war es fast so weit gewesen, aber immer war ein seltsamer, zirpende Ton ertönt, und die Banditen waren in heller Panik geflohen.

Einmal hatte Bleu Cefu geglaubt, den Schwarzgekleideten - Hom-Barla - auf einem niedrigen Dach zu erblicken. Aber das konnte Täuschung gewesen sein.

Jetzt war es Abend. Die Straßen und Gassen leerten sich zusehends, und die ersten Sklavenhändler zogen sich in die Verschläge zurück, in denen sie hausten. Diese befanden ich in der Regel auf ihren Podesten und hinter den Käfigen. Bleu hatte beobachtet, wie die brutalen Händler ihren Gefangenen Futter in die Käfige geschaufelt hatten - furchtbares Zeug, auf das sich die Sklaven dennoch stürzten wie Verhungerte.

Der Hass keimte hoch. Kein Wesen, gleich welcher Herkunft, durfte so behandelt werden. Für ein ethisch hoch stehendes Geschöpf wie Bleu Cefu war allein schon der Anblick unerträglich. Er musste immer wieder an den Tag denken, an dem er sich dem Trümmerimperium angeschlossen hatte, und an die Hoffnung, die er damit verband. Konnte das Trümmerimperium diesen furchtbaren Zuständen in Tradom wirklich ein Ende bereiten? Trug die Botschaft, die er abzuliefern hatte, eventuell dazu bei?

Die Botschaft, Toko-Ro... das nötige Geld für die Passage...

Aber dagegen sprach eines: Duari, falls sie es war.

Bleu Cefu brauchte Gewissheit. Er fühlte, wie seine Kräfte langsam schwanden. Solange er noch auf beiden Beinen stehen konnte, musste er zurück zum Käfig mit der Medilin. Oder doch nicht? Was ging wirklich vor? Sein Auftrag - oder Duari?

Eine Fügung des Schicksals gab den Ausschlag. Der Medile war, fast ohne sich dessen bewusst zu sein, in den gelichteten Straßen zu jenem Podest zurückgekehrt, auf dem Garachims Käfige standen. Helle Lampen brannten überall auf dem Markt von hohen Masten.

Und in dem künstlichen Licht sah Bleu Cefu den Sklavenhändler in einem breiten Sessel liegen, die Augen fest geschlossen. Er schnarchte. In der rechten Hand hielt er eine große Flasche, deren Inhalt ihn ganz offensichtlich betäubt hatte.

Bleu nahm all seinen Mut zusammen und stieg über die kleine Treppe auf das Podest aus Plastik. Mit leisen Schritten näherte er sich Garachim. Es dauerte nicht lange, bis er den Impulsschlüssel entdeckte, der an Garachims breitem Gürtel hing.

Bleu Cefu griff danach. Er war kein geübter Dieb und hielt den Atem an. Wenn der Sklavenhändler jetzt nur nicht aufwachte!

Doch das Wunder geschah. Der Medile konnte den Schlüssel vom Gürtel lösen, ohne dass Garachim zu sich kam. Bleu Cefu zitterte, als er mit dem Impulsschlüssel zum Käfig schlich.

Die gefangene Medilin saß vor ihm. Wie ein Tier umklammerte sie die Käfigstäbe. Ihre großen roten Augen waren auf ihn gerichtet. Er erwartete instinkтив, dass sie wieder davonrannte. Aber sie blieb vor ihm hocken und sah ihm in die Augen.

»Ganz ruhig!«, flüsterte er. »Ich hole dich hier heraus.«

Sie sagte nichts, öffnete nur den Mund. Und Bleu Cefu musste voller Erschütterung und Abscheu sehen, dass ihre Zunge herausgeschnitten war.

Der Schock lähmte ihn fast. Deshalb also hatte sie ihm keine Antwort geben können! Doch ihre Lippen bewegten sich. Flehend sah sie ihn an, und ihr Mund formte lautlose Bewegungen, die durchaus »Bleu« bedeuten konnten. Er bildete es sich jedenfalls ein.

»Duari!«, flüsterte er. »Duari, ich...«

Im nächsten Moment floh sie wieder. Der letzte Ausdruck ihrer Augen war der von Panik gewesen - und nach rechts gerichtet.

Cefu, der erfolglos mit dem Schlüssel hantiert hatte, fuhr herum und sah die große, massive Gestalt des Sklavenhändlers gerade noch über sich, mit einer Peitsche in der Hand. Im letzten Augenblick warf er sich nach links und entging dem furchterlichen Schlag. Dabei entfiel ihm der Schlüssel.

Garachim schrie vor Wut. Bleu Cefu sah nach links und nach rechts wie ein gehetztes Tier. Rechts von ihm stand Garachim mit der Peitsche, links war der Käfig. Es gab nur noch eine Möglichkeit...

Garachim hob die Peitsche schon wieder. Cefu Bleu sprang mit einem Schrei und landete auf der mit Unrat übersäten und zertrampelten Straße. Er ging kurz in die Knie und rannte, was seine Kraft eben hergab. Er hörte, wie Garachim hinter ihm vor Wut aufbrüllte, und rannte, rannte...

Die noch wenigen Besucher des Sklavenmarkts kümmerten sich nicht um ihn. Er lief weiter, immer weiter, bis er den Markt hinter sich hatte. Dann schlug er sich in eine Gasse, wenngleich er mit solchen Gassen schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

An ihrem Ende kam er zur Ruhe. Er hatte es geschafft, vor allem, ohne zu stürzen. Sein Gewand sah immer noch so frisch aus wie vor Stunden.

Bleu Cefu blieb stehen und lehnte sich an eine Hauswand. Er hatte Hunger und Durst, aber das musste er durchstehen. Sicher würde er wieder versuchen, die Medilin, die vielleicht seine Schwester war, zu befreien. Aber vorher brauchte er das Geld.

Seine Schwester? Duari?

Es war zu unwahrscheinlich. Offensichtlich nur ein Wunschtraum, eine Chance von vielleicht eins zu einer Million. Aber diese eine Möglichkeit ließ ihn nicht los.

Er war so schwach. Bleu Cefu verließ die Gasse. Vorsichtig sah er sich um. Von Garachim war weit und breit nichts zu sehen. Nur noch wenige Besucher - leichte Opfer für die Taschendiebe - spazierten an den Ständen und Podesten vorbei, an denen jetzt nichts mehr geboten wurde. Es war ruhig geworden.

Cefu entdeckte einen Händler, der ihm schon vorher aufgefallen war. Der Pombare trug eine Art Bauchladen unter seinem Brustgesicht und bot aufputschende Getränke feil, die auf jedem anderen Planeten verboten waren. Hier bedienten sich sogar Valenter.

Bleu Cefu trat an den Händler heran und kaufte ihm eine Flasche ab. Dafür musste er einige CE-Tradicos opfern, was ihn viel Überwindung kostete. Aber es musste sein. Die Alternative wäre ein baldiger Zusammenbruch gewesen - oder viel Schlaf, den er sich aber nicht leisten konnte. Nicht jetzt.

Er trank die Flasche in zwei Zügen aus und warf sie achtlos fort. Schnell verspürte er die Wirkung. Die Müdigkeit war wie weggefegt. Bleu Cefu atmete tief ein und machte sich auf den Weg zum erstbesten Spielkasino.

*

Keine zweihundert Meter Von Bleu Cefu und seinem Getränk entfernt: Verborgen in den Schatten, stand Garachim mit einem hundegroßen, gelb bepelzten Tier mit einer ausgeprägten Spürnase am Käfig der Medilin.

Der Sklavenhändler ließ das pelzige Tier an dem Schloss und den Gitterstäben schnüffeln, die Bleu Cefu berührt hatte. Auf seinem Gesicht stand ein grausames Lächeln.

*

Es war weit nach Mitternacht, als Bleu Cefu das Kasino verließ. Er war jetzt ein wohlhabender Medile. Das Guthaben auf seinem Kreditchip hatte sich mehr als verdreifacht. Anfangs hatte er fast sein ganzes Geld verloren, bei Spielen, deren Regeln ihm vollkommen fremd waren. Erst als er schon geglaubt hatte, alles verloren zu haben, setzte sich Marbo zu ihm.

Marbo war ein Pombare, mit 1,90 Metern ziemlich groß für sein Volk und bucklig. Sein Brustgesicht lachte verschmitzt, und Marbo begrüßte Bleu mit den Worten: »Die Seele in meiner Brust ist froh, dir zu Gefallen sein zu können.«

Und dann hatte er den Vorschlag gemacht, mit Bleu Cefus letzten CE-Tradicos für diesen zu spielen. Die

einige Bedingung war, dass sie sich den Gewinn teilten.

Bleu Cefu hatte nichts mehr zu verlieren gehabt, deshalb ging er darauf ein. Und Marbo spielte mit unglaublichem Geschick. Nach einer Stunde hatte er Bleus ursprüngliches Guthaben wieder hereingeholt und nach zwei Stunden versiechsfacht.

Dann hörte er urplötzlich auf, aus Gründen, die er Cefu nicht nannte. Doch die Hälfte des Gewinns war mehr als genug für eine Passage nach Toko-Ro. Bleu Cefu konnte sich sogar noch eine kleine Mahlzeit leisten.

Jetzt strich er durch die Straßen und suchte nach einem Platz, um in Frieden den Rest der Nacht zu verbringen. In seiner rechten Tasche steckte eine kleine Energiewaffe, die er sich von seinem Gewinn ebenfalls gekauft hatte. Er hatte keine Lust, erneut überfallen zu werden.

Bleu Cefu spürte, wie er müde wurde. Die Wirkung der Droge hielt nicht lange an. Er brauchte einen Platz zum Schlafen, bevor er über seine eigenen Beine fiel und liegen blieb. Aber wo sollte das sein?

Um ein Hotel oder eine öffentliche Unterkunft aufzusuchen, war es ihm zu spät. Außerdem hatte er Angst vor potentiellen Verfolgern, die ihn gerade dort suchen würden.

Bleu Cefu entschied sich dafür, den Rest der Nacht im Freien zu verbringen. Am anderen Tag wollte er sofort zum Raumhafen und einen Flug nach Toko-Ro buchen.

Irgendwo fielen Schüsse. Irgendwo schrie ein Wesen, das so unvorsichtig gewesen war, bei Nacht die Straßen der Stadt zu durchqueren. Gefangene winselten gequält.

Der Medile schlepppte sich in eine dunkle Gasse. Trotz seiner schlechten Erfahrungen glaubte er, hier am sichersten zu sein. Er stolperte und richtete sich mit letzter Kraft wieder auf. Oben auf einem Balkon stritten sich zwei Eingeborene.

Bleu Cefu hätte sich gewünscht, Guar und seine Artgenossen wieder zu finden. Bei ihnen wäre er sicher gewesen. Aber aus dieser fremden Gasse kam er nicht mehr heraus. Ihm fehlte die Kraft dazu. Jetzt bezahlte er den Preis für die scheinbare Stärke, die ihm das Aufputschmittel verliehen hatte.

Im hintersten Winkel der Gasse knickte er in den Knien ein und ließ sich auf die Seite fallen. Das wenige aus den Fenstern der Häuser fallende Licht reichte gerade aus, um ihn eine Stelle finden zu lassen, die frei von Unrat War.

Bleu Cefu zog die kleine Waffe aus der Tasche. Die andere Hand presste er auf die Tasche mit dem Kreditchip darin. So schlief er ein.

*

Als ihn das Geräusch weckte, war es für Bleu Cefu schon zu spät. Kaum dass er die Augen aufgeschlagen hatte, schlug ihm ein heftiger Tritt die Waffe aus der Hand. Sie flog in hohem Bogen in einen Haufen von Müll, unerreichbar für den Medilen. Er schrie benommen um Hilfe, aber ein weiterer Tritt stopfte ihm den Mund. Dann beugte sich eine massive Gestalt über ihn und zerrte ihn grob in die Höhe.

Es war immer noch Nacht. Nur wenige Fenster waren erleuchtet, aber jetzt gingen weitere Lichter an. Die Bewohner der Häuser, von seinem Schrei aus dem Schlaf gerissen, kamen auf die Balkone, um nachzusehen, was sich auf der Straße tat.

Noch einmal schrie Bleu. Diesmal brachte ihn ein Schlag in den Unterleib zum Schweigen. Er musste würgen, und dann, im fahlen Licht, sah er seinen Peiniger ganz nahe vor sich.

Er erkannte ihn auf Anhieb wieder. Dieses brutale Gesicht gab es kein zweites Mal.

Garachim!

»Ich wusste doch, dass wir uns wiedersehen«, knurrte der Sklavenhändler. »Wir beide haben eine Rechnung offen, erinnerst du dich?«

Bleu Cefu bekam kaum Luft, so stark war der Griff um seinen Hals. Jetzt war er hellwach. Die Angst um sein Leben vertrieb den letzten Rest Müdigkeit. Er hörte das Gejohle von den Balkonen und wusste, dass er von den Stadtbewohnern keine Hilfe zu erwarten hatte.

Garachim konnte ganz sicher sein. Niemand würde ihm seine Beute streitig machen.

»Wie... wie hast du mich gefunden?«, fragte der Medile, der es jetzt bereute, nicht doch in ein Hotel gegangen zu sein.

Er bekam einen weiteren Faustschlag vor die Brust, der ihm den Atem nahm, dann einen gegen die Stirn. Er stöhnte. Fast wäre er gefallen, hätte Garachim ihn nicht gehalten.

»Das war ganz einfach«, sagte der Sklavenhändler mit bösem Grinsen.

Mit einer Hand ließ er Cefu los. Sie glitt nach unten. Bleu folgte ihr mit Blicken, soweit er den Kopf bewegen konnte. Garachims Hand strich über den Kopf eines hundegroßen, eigentlich harmlos wirkenden Tieres mit gelbem Pelz und

einer langen, sich ständig blähenden Spürnase. Bleu Cefu begriff. Dieses Tier hatte seine Spur aufgenommen und war ihr gefolgt.

Garachims Hand kam wieder nach oben. Während er Cefu, mit der anderen hielt, holte er mit ihr eine Kette aus einer Tasche. Dann ließ er Bleu einfach fallen und versetzte ihm einen Tritt in die Bauchhöhle, der den Medilen fast umbrachte.

Bleu Cefu bekam keine Luft mehr. Er konnte sich nicht rühren und nicht verhindern, dass der Sklavenhändler seine schmalen Handgelenke und die Knöchel fesselte. Es wäre eigentlich unnötig gewesen, denn Bleu Cefu konnte ihm weder davonlaufen noch sich zur Wehr setzen.

Zu allem Überfluss riss Garachim ihm noch das Gewand vom Leib, zerfetzte es und warf es achtlos weg - damit auch den Kreditchip. Was immer nun mit Bleu Cefu geschah, er war mittellos.

Garachim zerrte ihn wieder in die Höhe und schüttelte ihn, bis Cefu halb bewusstlos in seinen Pranken hing. Dass der Sklavenhändler sich ihn über die breite Schulter warf und mit ihm die Gasse verließ, bekam der Medile ebenso wenig mit wie den »Applaus« von den Balkonen.

Shurriks war eine grausame, sadistische Welt, in der sich nur der Starke und der Skrupellose durchsetzen konnten. Bleu Cefu war nichts von beiden.

*

Als er zu sich kam, war es heller Tag. Die Sonne war noch nicht zwischen den Häusern aufgegangen. Auf dem Sklavenmarkt herrschte kaum Betrieb. Die ersten Kauf- und Schaulustigen fanden sich ein. Erstere in der Hoffnung auf ein gutes Schnäppchen.

Bleu Cefu lag auf der Seite. Jeder Knochen tat ihm weh. Er hatte das Gefühl, aus großer Höhe auf hartes Pflaster gestürzt zu sein. Alles drehte sich um ihn. Erst allmählich klärte sich der Blick, und das Erste, was er sah, waren Stäbe aus Metall - Gitterstäbe!

Mit einem Schlag kehrte die Erinnerung zurück. *Garachim!*

Bleu drehte sich unter größten Schmerzen auf den Rücken und sah ein Gesicht über sich, ein medilisches Gesicht, schmutzverschmiert. Der zungenlose Mund öffnete sich und brachte nur einen krächzenden Laut hervor. »Duari...?«, flüsterte Cefu.

Diesmal floh sie nicht. Sie blickte ihn aus ihren großen roten Augen an, und wieder hatte er das Gefühl, dass sie ihm etwas sagen wollte. Sie schob ihre Hände unter seine Schultern, wie um ihm aufzuhelfen.

Gemeinsam schafften sie es, dass Bleu in eine sitzende Position kam. Zuerst wurde ihm schwindlig, aber das verging bald. Auch die Schmerzen konnte er besser beherrschen. War es wegen *ihr*? Weil sie bei ihm war - oder er bei ihr?

Bleu Cefu sah bestätigt, was er bereits geahnt hatte. Er steckte in einem Käfig, vielleicht drei mal drei Meter groß und zwei Meter hoch. Er war nicht mehr gefesselt, dafür aber nach wie vor nackt. Nackt wie sie, wie das Mädchen. Einen Medilen konnte man kaum schwerer demütigen. Er suchte nach etwas, mit dem er seine Blöße verbergen konnte, aber alles, was er in diesem Käfig fand, waren Stroh und Essensreste.

»Sieh an!«, hörte er da. »Mein neuer Sklave hat ausgeschlafen. Du wirst Hunger haben. Bald gibt es etwas zu fressen.«

Bleu Cefus Kopf fuhr herum. Er sah Garachim kommen, mit einem langen Stab und einer Tafel in den Händen. Duari - er nannte sie bei sich einfach so - krächzte in panischer Angst auf und zog sich in den hintersten Winkel des Käfigs zurück.

Der Markt füllte sich inzwischen. Die ersten Händler boten über Lautsprecher ihre »Ware« an. Garachim war noch nicht so weit. Bleu sah die ersten abschätzenden Blicke auf sich gerichtet und fühlte unvorstellbare Scham.

Nie mehr würde er Toko-Ro jetzt erreichen, nie seine Botschaft an den Stellvertretenden Schwarmer von Aarus-Jima übergeben können. Es war vorbei. Eher starb er als Sklave in diesem Käfig, als Tier!

Garachim zeigte ihm die Tafel, auf der ein Preis stand - sein Preis. Er war so niedrig angesetzt, dass es nicht lange dauern konnte, bis ein Tradomer ihn bezahlte. Das dachte Bleu Cefu jedenfalls.

Die kommenden Stunden belehrten ihn eines Besseren.

Garachim stellte die Tafel vor dem Käfig ab und legte den Stab auf den Boden. Dann ging er und kam mit zwei Eimern zurück. Den Inhalt des einen entleerte er in zwei der anderen Käfige, den des anderen schüttete er zwischen den Gitterstäben hindurch vor Cefus Füße. Es waren kleine braune Brocken, die aussahen wie in Stücke geschnittenes, trockenes Brot.

»Guten Appetit wünsche ich«, höhnte der Sklavenhändler und nahm den Stab wieder auf.

Die Medilin kam vorsichtig heran, schnappte sich ein paar Brocken und floh wieder in ihre Ecke. Als Bleu sich

nicht rührte, wurde Garachim wütend.

»Friss!«, brüllte er. »Oder du siehst für die nächsten drei Tage keine Nahrung mehr! Dann wirst du froh sein, Stroh fressen zu dürfen!«

»Friss es selbst!«, schrie Cefu ihm so heftig entgegen, dass seine Lungen schmerzten.

Die Antwort kam postwendend. Garachim stieß mit seinem Stab durch die Gitterstäbe nach ihm. Wo Cefu getroffen wurde, entstanden höllische Schmerzen. Er begriff, dass er mit einem Neurostab gequält wurde und weshalb Duari so überhastet aus dessen Reichweite geflohen war.

Immer wieder stieß Garachim zu und rief: »Friss!«, bis Bleus Widerstand gebrochen war und er tat, was der Sklavenhändler wollte. Selbst dabei ließ er ihn nicht in Ruhe.

Es war wie eine Ewigkeit, bis Garachim sich genug ausgetobt hatte und lachend wegging. Die Medilin kam zurück und strich vorsichtig über Bleus Wunden. Jede Berührung war ein neuer Schmerz. Er glaubte, sein ganzer Körper müsse brennen.

Aber er war ihr dankbar. Ob Duari oder nicht, er war nicht ganz allein in den Klauen dieses Verbrechers.

Wahrscheinlich war sie eine Fremde, aber sie war das einzige Wesen, das sein Schicksal teilte.

Nein, dachte er, als er sich umsah. *Es sind Tausende.*

Und wer sollte ihn kaufen, selbst zu dem Spottpreis? Einen hinfälligen Humanoiden, dessen fahle Haut an vielen Stellen Blasen warf, verursacht von den Berührungen des Neurostabs?

Einmal dachte Bleu Cefu an Hom-Barla, den geheimnisvollen Schwarzen, der ihm mindestens schon einmal geholfen hatte. Warum kam er jetzt nicht, um Garachim zu töten und ihn zu befreien?

Eine halbe Stunde hatte er Ruhe. Die Medilin kniete bei ihm, und er begann, ihr von Duari und ihrer gemeinsamen Kindheit zu erzählen, ebenfalls in Sklaverei. Ein Kreis schien sich geschlossen zu haben. Er war vielleicht dazu geboren worden, Sklave zu sein.

Als er in ihren Augen zu sehen glaubte, dass sie ihn verstand, kam Garachim mit seinem Neurostab wieder, und die Hölle begann von vorn.

10.

Tess und Benjameen: Die Spur

Bisher hatten sie keinen Erfolg gehabt. Keine der drei Gruppen, Tess, Benjameen und Norman ebenso wenig wie Ussuf und Arhan mit ihren Arkoniden. Niemand hatte ein Wesen gefunden, auf das Benjameens vage Beschreibung zutraf oder das sich verdächtig benahm.

Eine Spur des Gewährsmanns des Trümmerimperiums hatten sie nicht entdecken können. Zwar hatten die fähigen Leute der Admiralin im Laufe des Tages und der Nacht etwa hundert der 122 ehemaligen Gefangenen in der Stadt oder am Raumhafen wieder aufgespürt, aber der Gesuchte war nicht darunter gewesen.

»Wenigstens sind wir ebenso wenig entdeckt worden«, sagte Tess, nachdem sie sich am sehr frühen Morgen des zweiten Tages auf Shurriks wieder in ihr Hotel zurückgezogen hatten. »Von den Valentern, meine ich. Unsere minimale Verkleidung scheint für sie gut genug zu sein.«

»Vorausgesetzt, sie wissen, nach wem sie zu suchen haben«, antwortete der Arkonide. »Obwohl ich bezweifle, dass sie selbst dann aktiv werden würden.«

»Wir dürfen sie nicht unterschätzen. Wie gehen wir weiter vor?«

»Schlafen«, sagte Benjameen. »Schlafen und träumen. Irgendwann muss Bleu Cefu ja auch erschöpft sein.«

»Nicht wieder auf den Sklavenmarkt?«

»Siehst du einen Sinn darin? Lieber schicke ich Ussuf mit seinen Leuten wieder zum Raumhafen. Der Medile muss versuchen, von Shurriks wegzukommen. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät.«

Benjameen da Jacinta nahm Funkkontakt mit Ussuf auf und besprach sich mit ihm. Es waren nicht viele Worte nötig. Die Arkoniden waren sofort bereit, sich wieder am Raumhafen zu postieren. Zusätzlich wollten sie Auskunft darüber verlangen, welche Wesen den Planeten in den letzten Stunden verlassen hatten oder auf eine Passage warteten.

Bei Benjameen und Tess ließ die Wirkung des Aufputschmittels nach. Beide legten sich schlafen.

*

Als Benjameen aufwachte, musste er feststellen, dass sie den ganzen Tag verschlafen hatten. Wie erwartet war es zu keinem Zerotraum gekommen. Der Arkonide war geradezu erleichtert, auch die quälenden Erinnerungen an

Quintatha hatten ihn verschont.

Tess lag noch mit geschlossenen Augen und ruhigen Atemzügen neben ihm. Er ließ sie schlafen. Stattdessen bestellte er sich selbst ein »Frühstück«, und in weniger als zehn Minuten wurde es von einem Robotbediensteten geliefert.

Das Essen schmeckte scheußlich, aber es blieb wenigstens im Magen. Der dazugehörende Fruchtsaft ließ sich umso besser trinken. Benjameen da Jacinta fühlte sich ausgeruht und gestärkt, nachdem er das Mahl beendet hatte.

Er trat ans Fenster und sah auf die Stadt hinab. Es dämmerte bereits. Der glühende Ball der Sonne ging hinter den Gebäudereihen unter und warf scharfe Schatten über die Straßen. Der Sklavenmarkt war von hier aus nicht zu sehen.

Was sollte er tun? Tess wecken? Er ließ sie weiterschlafen. Allein zum Sklavenmarkt gehen?

Benjameen funkte Ussuf und Arhan an. Die Arkoniden waren am Raumhafen auf keine Spur gestoßen. Alle Abflüge der letzten zwanzig Stunden waren von ihnen überprüft worden, ohne Ergebnis. Es gab auch keine verdächtigen Buchungen.

Endlich erwachte Tess. Benjameen bestellte für sie das Gleiche, das auch er gegessen hatte. Er konnte ihr nichts Besseres bieten. Sie würgte das Zeug hinunter, aber es hatte ihn nicht umgebracht, und sie würde auch nicht davon sterben.

»Und nun?«, fragte sie. »Wieder in die Kasinos?«

»Nein«, sagte er. »Jetzt werde ich träumen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht mehr.«

»Du weißt, dass es Tausende von Wesen in Caikango gibt, die schlafen?«, fragte Tess.

Er nickte. »Aber ich kenne Bleu Cefus Muster, ich habe es schon einmal erfasst. Wenn er sich in der Stadt aufhält und schläft, dann finde ich ihn.«

»Mit viel Glück«, meinte Tess Qumisha. »Ich bin an deiner Seite, Ben. Wenn du Kontakt hast...«

»... wirst du es merken.« Er küsst sie und legte sich nieder.

Tess saß neben ihm, zog die Beine an und legte die Arme um die Knie. Sie kam sich in solchen Fällen sehr häufig hilflos vor.

*

Benjameen da Jacinta schlummerte - so war sein Zustand noch am ehesten zu bezeichnen. Er war nicht wach, aber er schlief ebenso wenig tief. Es lag irgendwo, dazwischen - ein Zwischenreich, in dem seine paranormalen Sinne aktiv waren und auf die Suche gingen.

Es gab Tausende von Schläfern. Alle ihre Träume drangen auf Benjameen ein, aber die meisten davon waren so fremdartig, dass er sie sofort aussortieren konnte. Der Rest lief an ihm vorbei. Keiner der Schlafenden war mit Bleu Cefu identisch. Keiner der Impulse entsprach den seinen.

Benjameen verbrachte mehrere Stunden in diesem Zwischenreich, bis er urplötzlich die vertrauten Emanationen wahrnahm, den »Zipfel« jenes Bewusstseins, nach dem er so verzweifelt auf der Suche war.

Bleu Cefu!

Es konnte keinen Zweifel geben. Er hatte Kontakt. Die Muster waren zu deutlich. Aber was waren das für Impulse! Benjameen empfing die Empfindung von Schmerz und Scham.

Er drehte sich und stöhnte auf seinem Lager. So bekam er überhaupt nicht mit, wie Tess sich um ihn kümmerte, ihm mit einem feuchten, kühlen Tuch die Stirn abwusch und ihn auffing, wenn er sich vom Bett zu wälzen drohte. Er war gefangen in seinem Traum und sah, dass sich Bleu Cefu in einem Käfig befand, mitten auf dem Sklavenmarkt.

Er roch den Gestank des Käfigs, sah die Gitterstäbe. Es war dunkel, dennoch erkannte der Träumer einiges von der Umgebung. Kein Zweifel, Bleu Cefu, der Gewährsmann des Trümmerimperiums, hielt sich nicht in einem der Kasinos auf, nicht am Raumhafen, sondern er steckte auf dem Sklavenmarkt!

Schlimmer noch als alles andere waren die Schmerzen, die Benjameen von Bewusstsein zu Bewusstsein empfand. Bleu Cefu litt Qualen, war halb tot. Der Medile war eingeschlafen vor Erschöpfung, und in seinem Traum spiegelte sich die fürchterliche Wirklichkeit wider. Er wurde geschunden und konnte sich nicht dagegen wehren.

»Ben?«

Da Jacinta erwachte, als Tess ihn an den Schultern rüttelte. Er war schweißgebadet. Tess reichte ihm etwas von dem Saft, den sie nicht ausgetrunken hatte. Sie wischte ihn mit dem Tuch ab.

Benjameen kam nur langsam wieder zu sich. Zu sehr lastete der Zerotraum auf ihm.

»Er ist auf dem Sklavenmarkt«, sagte er heiser. »Gefangen. Wir müssen ihn da herausholen.«

»Ben, es ist mitten in der Nacht!«

»Wir haben keine Zeit zu verlieren! Bleu Cefu stirbt!«

11. *Bleu Cefu: Die Rache*

Bleu Cefu schreckte aus seinem unruhigen Schlaf auf. Es dauerte Sekunden, bis er begriff, was ihn geweckt hatte: schwere Schritte, eine lallende Stimme...

Garachim kam wieder, mitten in der Nacht. Und offenbar war er nicht nüchtern. Er schwankte, hielt aber den Neurostab in der rechten Hand. Sein Ziel war eindeutig.

Den ganzen Tag lang hatte er den Medilen gequält. Bleu Cefu war am Ende. Er wusste nicht, wie lange er diese Torturen noch durchhalten konnte.

Bleus Verzweiflung kannte keine Grenzen mehr. Er hatte kaum eine heile Stelle mehr an seinem Körper, die ersten Wunden begannen sich zu entzünden. Und nun kam Garachim wieder.

Der Sklavenhändler war sehr stark berauscht. Kaum konnte er einen Fuß vor den anderen setzen, aber er fand seinen Weg. Duari rollte sich im hintersten Winkel des Käfigs zusammen.

»Da ist ja mein... meine kleine Bleichhaut«, lallte Garachim und baute sich vor dem Käfig auf.

Der Neurostab zitterte in der Luft, bevor er den Weg zwischen die Käfigstäbe fand. Und dann traf er auch schon sein Opfer. Bleu Cefu schrie gellend auf. Irgendwo antwortete ein anderes Opfer.

»Komm her!«, brüllte Garachim, als Bleu, am Boden liegend, davonzukriechen versuchte - zu Duari. »Komm gefälligst zurück! Steh auf!«

Er stieß zu und stieß zu, bis Cefu es nicht mehr ertrug. Und plötzlich geschah etwas mit ihm. Für einen Moment schwankte er zwischen Apathie und Trotz, zwischen Aufgabe und Widerstand. Er sah seinen Peiniger im Licht der Lampen, die Grimassee, das brutale Lachen.

Bleu Cefu bäumte sich auf. Er stemmte sich in die Höhe, aktivierte alle Kraft, die noch in seinem geschundenen Körper war. Bevor Garachim es sich versah, war der Medile mit wenigen taumelnden Schritten bei den Käfigstangen und packte den Neurostab. Die Schmerzen waren fürchterlich, doch die Grenze dessen, was er ertragen konnte, war längst überschritten. Cefu war nur noch von einem Gedanken beherrscht.

Er riss mit der Kraft der Verzweiflung an dem Stab, zog Garachim mit einem Ruck an die Käfigstäbe heran - und öffnete mit einer für einen Medilen eigentlich undenkbareren, atavistischen Geste seinen Mund mit den rasiermesserscharfen Lippen.

Bleu Cefu, ein hoch zivilisiertes Wesen, biss dem Sklavenhändler mit einer einzigen, nach vorne schnellenden Bewegung die Kehle durch. Garachim brachte noch ein Röcheln hervor, starre ihn ungläubig an. Dann sank er langsam an den Käfigstäben herab.

Cefu, einmal wie im Rausch, gelang es gerade noch, den Impulsschlüssel an sich zu reißen. Garachim kippte zur Seite. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er ins Leere. Er war tot.

Der Medile schwankte und hielt sich an den Gitterstäben fest. Aber das einmal entfachte Feuer brannte in ihm, trieb ihn weiter. Er sah, wie Duari auf ihn zugekrochen kam, und spürte, wie sie sich an ihm aufrichtete. Doch er kümmerte sich nicht um sie. Er begriff seine Chance. Jeder Schritt konnte der letzte sein.

Bleu Cefu arbeitete sich an den Stäben entlang, bis er vor der Gittertür stand. Die schlanken Hände durch das Gitter zu schieben bereitete ihm keine Schwierigkeit. Er hantierte mit dem Schlüssel am Schloss, und diesmal schaffte er es. Es schnappte auf.

Der Triumph war stärker als die Schmerzen. Bleu drückte die Tür auf und floh aus dem Käfig. Die Medilin folgte ihm wie ein Schatten. Von den anderen Käfigen kamen jetzt laute Rufe. Füße trampelten auf den Boden. Die anderen Sklaven Garachims hatten Bleus Flucht und den Tod ihres Peinigers bemerkt.

Cefu sah sich gehetzt um. Dann schlepppte er sich zu den Käfigen und öffnete auch sie. Es dauerte nicht lange, dann wimmelte es auf dem Podest von befreiten Gefangenen. Leider machten sie einen Mordsspektakel.

Lichter flammten auf. Bleu Cefu blieb gehetzt stehen. Erst jetzt kam ihm zum Bewusstsein, was er getan hatte. Er hörte schnelle Schritte und wütende Rufe. Er sah die Schatten auf das Podest zukommen. Kräftige Wesen, zweifellos Sklavenhändler und ihre Helfer, rannten die kleine Treppe herauf, mit Peitschen bewaffnet. Die befreiten Sklaven warfen sich ihnen entgegen. Lieber wollten sie sterben, als noch einmal in Gefangenschaft zu geraten.

Die Sklaven hatten von vorneherein keine Chance. Der Medile sah sie unter den Schlägen der Händler zusammenbrechen. Sie wehrten sich, konnten diesen Kampf aber nicht gewinnen. Zweien gelang es, einen Händler zu überwinden und ihm die Peitsche abzunehmen. Sie kämpften für einige Augenblicke aufrecht, doch

sie hatten dieses Handwerk nicht gelernt.

Bleu sah das alles wie in Trance. Er stand abseits, und die Medilin zerrte an ihm, wollte, dass er mit ihr floh. Er nahm sie kaum wahr, denn plötzlich stand das gelbe Tier vor ihm, das ihn für Garachim aufgespürt hatte. Es war wie aus dem Nichts aufgetaucht.

Bleu Cefu ahnte, was auf ihn zukam. Bevor er sich fortdrehen konnte, sprang das Tier. Mit unwiderstehlicher Gewalt schnellte es sich an die Kehle des Medilen und biss sie durch.

Bleu brach mit einem erstickten Schrei zusammen. Das Tier ließ erst von ihm ab, nachdem es einige Male zugebissen hatte. Dann verschwand es in der Nacht, aber das sah Cefu nicht mehr.

Das Letzte, was er wahrnahm, als er verblutend auf den Plastikbohlen lag, war die Hand, die über seine Stirn strich. Er sah das Gesicht der Medilin und wollte ihren Namen flüstern - den Namen, den er ihr gegeben hatte. Aber seine Stimme versagte.

Sie floh nicht. Sie hielt seine Hand. Tränen tropften auf seine nackten Arme. Ihre Tränen.

Bleus Bewusstsein begann zu schwinden. Vielleicht hatte er eine Minute zu leben, vielleicht zwei. Egal wie - er hatte alles verloren, alles bis auf die Schwester, die er im Angesicht des Todes wiedergefunden hatte.

12.

Tess und Benjameen: Das Ende

Der Sklavenmarkt wirkte bei Nacht auf Benjameen da Jacinta gespenstisch, fast ausgestorben. Die hohen Lampen warfen geisterhafte Schatten; hier und da brannten Lichter hinter offenen Fenstern. Die Luft war schwül.

Als einzige Geräusche waren die der eingespererten Wesen zu hören: ein Seufzen und Wimmern, gelegentlich ein Schrei. Hier und da begegneten den zwei Menschen vermummte Gestalten. Vielleicht waren es reisende Händler, die aus Kostengründen nicht viel Zeit auf Shurriks verbringen konnten und die Wesen in ihren Käfigen und an ihren Pfählen unter die Lupe nahmen, um sich gleich am frühen Morgen mit »Ware« versehen zu können.

Benjameen sah einmal, wie einer dieser »Besucher« auf ein Podest stieg und einem schlafenden Sklaven mit einem spitzen Stock in die Rippen stieß. Der Arkonide fühlte nichts als Abscheu.

»Widerlich«, sagte auch Tess, als zwei Humanoiden mit zwei einheimischen Wesen kichernd in einem spärlich beleuchteten Hauseingang verschwanden. »Ben, es ist aussichtslos. Wie sollen wir inmitten Tausender von Ständen jenen finden, auf dem Bleu Cefu gefangen gehalten wird?«

»Wenn ich vor dem richtigen stehe, werde ich es wissen«, versicherte ihr Gefährte. »Ich habe ein Bild vor Augen.«

»Ein Bild?« Sie schüttelte zweifelnd den Kopf. »Hier sieht ein Podest aus wie das andere. Und die Sklaven schlafen. Sie liegen am Boden. Du kannst sie von hier aus nicht sehen. Du machst dir doch nur etwas vor, Ben.«

Benjameen sah einen Sklavenhändler breitbeinig und mit der Peitsche in der Hand seine Gefangenen bewachen. Das war an vielen Ständen so. Ein Stand sah tatsächlich wie der andere aus.

Erst vor einer halben Stunde hatten sie den nächtlichen Sklavenmarkt betreten. Seither wartete Benjameen auf eine Eingebung, einen Zufall, ein Wunder. Er wusste selbst, wie gering ihre Aussichten waren.

Da half es auch nichts, dass er Ussufs und Arhans Leute wieder in die Stadt beordert hatte. Die Arkoniden suchten andere Teile des Marktes ab.

Norman trottete zwischen ihnen her und gab unglückliche Laute von sich. Der Zwergelefant konnte nicht helfen und kam sich vielleicht selbst unnütz vor.

Sie gingen weiter, eine Stunde lang. Benjameen sah nach links und nach rechts. Mit jeder Minute schwand seine Hoffnung, aber er wollte es nicht zugeben. Vielleicht - wahrscheinlich - schließt Bleu Cefu noch. Wenn er nur im Gehen träumen hätte können...

»Was ist das?«, fragte Tess plötzlich. »Hörst du nichts, Ben?«

Er schrak zusammen. Er hatte wirklich »geträumt«, im Sinne eines Versonnenseins. Jetzt nahm er es auch wahr. Es kam vom anderen Ende des Sklavenmarkts. Dazwischen lagen mindestens zweitausend Meter.

In der Stille der Nacht war der Tumult dennoch zu hören. Sie hörten Schreie, die nach Wut und Angst klangen; Peitschen knallten, Holz splitterte laut.

Es war eine Ahnung, eine Eingabe. Benjameen war instinktiv sicher, die richtige Spur gefunden zu haben.

»Komm!«, rief er seiner Partnerin zu. »Schnell! Das kann ein Sklavenaufstand sein.«

»Ben, dieser Lärm kann alles Mögliche bedeuten!«

»Es ist aber unser einziger Anhaltspunkt!«

Tess verzichtete auf eine Antwort. Sie rannte neben dem jungen Arkoniden her. Norman bemühte sich, ihnen zu

folgen. Die Strecke war weit. Sie würden wahrscheinlich zu spät kommen.

Aus einer Seitenstraße kam auf einmal ein Schweber geschossen. Tess erkannte auf einen Blick, um welches Fahrzeug es sich handelte. »Arhan!«, rief sie.

Im nächsten Augenblick wendete der Schweber und hielt vor ihnen an. Der arkonidische Offizier winkte den beiden.

»Wir müssen dorthin!«, rief die Terranerin und zeigte in ihre Richtung. »Schnell!«

Arhan reagierte, ohne Fragen zu stellen. Er ließ drei seiner Arkoniden aussteigen und Platz für Tess, Benjameen und Norman machen. Seine Männer würde er so bald wie möglich wieder abholen. Sie warteten an der Straßenecke. Mit ihren Waffen konnten sie es mit jedem Gegner aufnehmen.

Arhan beschleunigte. Benjameen und Tess hielten sich fest. Norman stand breitbeinig hinter ihnen, um das Gleichgewicht zu halten. Podeste und Stände flogen regelrecht an ihnen vorbei. Passanten wichen schimpfend und schreiend vor ihnen zur Seite. Immer näher kam die Quelle des Tumults.

Und dann waren sie da. »Landen!«, schrie Benjameen. »Runter, Arhan!«

Der Arkonide sprang aus dem Schweber, noch bevor dieser aufgesetzt hatte. Rings um ihn herrschte das Chaos. Auf dem Boden lagen verletzte Wesen, darunter viele Quintanen, aber auch andere Bewohner der Galaxis Tradom. Andere Wesen rannten durcheinander, wurden zusammengeschlagen, setzten sich verzweifelt zur Wehr.

Links von ihm erhob sich ein Podest, auf dem gerade Sklavenhändler ihre Gefangenen zurück in die Käfige schleppten. Benjameen riss seinen kleinen Strahler aus der Kombination und gab Warnschüsse in die Luft ab. Arhan und seine Leute feuerten auch. Die Händler brüllten wütend auf und ergriffen vor Wut schreiend die Flucht.

Benjameen rannte die Treppe zu dem Podest hinauf. Tess war hinter ihm. Er sah den toten Sklavenhändler zuerst. Dafür wurde Tess als Erste auf das helle Kreischen aufmerksam, das von links kam, von der offenen Tür eines Käfigs.

»Ben!«, rief sie.

Er wirbelte herum und sah die beiden Medilen. Einer war einwandfrei als Frau zu identifizieren, und der andere, der wie tot am Boden lag...

»Das ist er!«, flüsterte Benjameen. »Bleu Cefu.«

*

Es schien, als seien sie tatsächlich zu spät gekommen. Die Arkoniden hatten die Situation fest im Griff. Die Sklavenhändler schrien und tobten, aber kein Einziger wagte sich mehr auf das Podest zurück.

»Wir müssen schauen, dass wir wegkommen!«, sagte Arhan mit allen Anzeichen von Nervosität. »Unsere Schießerei fällt sicher auch den Valentern auf, und ich will nicht, dass die Kerle nachschauen.«

»Gleich!« Benjameen da Jacinta winkte ab und kniete sich nieder, direkt neben dem scheinbar Toten und seiner Artgenossin, die seinen Kopf hielt.

Die Medilin war verzweifelt, das sah er auch, ohne die Mimik der Fremdwesen genau zu kennen. Tränen liefen über ihre schmalen Wangen. Zweifellos hatte sie Bleu Cefu gekannt, aber wie gut? Sie mussten sich hier auf dem Sklavenmarkt kennen gelernt haben - als gemeinsame Gefangene ein und desselben Händlers?

»Kannst du mich verstehen?«, fragte er, und der Translator übersetzte wie immer in das Anguela-Idiom. »Du brauchst keine Angst vor uns zu haben. Wir tun dir nichts.«

Sie sah ihn an, unergründlich und stumm. Dann öffnete sie ihren Mund zu einem lautlosen Schrei. Nur ein leises Kreischen brachte sie hervor, und er sah ihre abgeschnittene Zunge.

»O mein Gott!«, flüsterte Tess. »Wer hat ihr das angetan?«

Benjameen sah kurz zu dem toten Sklavenhändler hinüber. Dann legte er seine Hände an den blutüberströmten Hals mit der durchgebissenen Kehle. Es war wie ein Wunder, aber der Puls schlug noch, wenn auch kaum wahrnehmbar. Bleu Cefu war am Leben, aber ob er jemals noch sein Bewusstsein zurückerlangen würde, stand in den Sternen.

»Da, Ben!«, rief Tess.

Der Arkonide drehte den Kopf und sah ein gelb bepelztes Tier aus der Dunkelheit herankommen. Es bleckte die Zähne unter einer geblähten Schnüffelnase. Benjameen ahnte, dass er es mit Bleu Cefus Mörder zu tun hatte. Doch bevor er einen Schuss abgeben konnte, gab Norman einen kräftigen Trompetenstoß von sich und schlug damit das Geschöpf in die Flucht. Mit aufgestelltem Nackenkamm verschwand es jaulend so schnell, wie es gekommen war.

»Der Medile lebt!«, sagte Benjameen zu seiner Gefährtin. »Aber nicht mehr lange. Wir können nichts mehr für ihn tun,

er hat schon zu viel Blut verloren.«

»Wir können ihn nicht mehr aufwecken? Auch wenn es unmenschlich klingen mag - wir müssen wissen, welche Botschaft er im Auftrag des Trümmerimperiums weiterzugeben hatte.«

»Keine Chance«, sagte Ben. »Es sei denn...«

»Was meinst du?«, fragte Tess verzweifelt.

»Vielleicht kann ich ihn noch ein letztes Mal mit einem Zerotraum erreichen - falls er noch träumt...«

»Versuche es, Ben!«, sagte Tess Qumisha. »Versuch es! Wir passen auf euch auf.«

Benjameen da Jacinta nickte und legte sich neben Bleu Cefu auf die Bohlen des Podests, während Tess sich neben die stumme Medilin kauerte und ihr die Hände auf die Schultern legte. Beide sahen sich an.

Die stumme Medilin schien aufzuspringen und davonlaufen zu wollen. Dann verstand sie offenbar, dass ihr von Tess tatsächlich keine Gefahr drohte.

Die Arkoniden hielten die Sklavenhändler in Schach, die sich in immer größerer Zahl vor dem Stand versammelten. Einen besonders heißblütigen Händler, der mit einer Energiewaffe die Treppe heraufgestürmt kam und wahllos auf sie feuerte, mussten sie mit einem Paralysator betäuben - ein abschreckendes Beispiel für die anderen.

Benjameen zwang sich zur Ruhe. Er griff nach Bleu Cefus Hand. Nur durch langjähriges Training schaffte er es, in dem Chaos um ihn herum einzunicken. Und er schlief, unruhig und oberflächlich, und tauchte tief hinab in seinen Traum...

*

Vor Benjameen lag in einer seltsam verzerrten Umgebung, die von Sekunde zu Sekunde an Farbe verlor, Bleu Cefu. Die Kehle war heil, aber er blutete aus anderen Wunden.

Auf der anderen Seite des bleichhäutigen Wesens kniete die Medilin, die Benjameen bei ihm gefunden hatte. Sie befanden sich auf dem Podest mit den Käfigen. Doch im Gegensatz zur Realität, in der die befreiten Sklaven wieder in sie zurückgeschleppt worden waren, standen sie alle offen und waren leer.

Auch auf den anderen Podesten und Ständen standen alle Gefängnistüren offen. Es gab keine Sklavenhändler mehr, die ihre Opfer quälten und feilboten. Dabei war es heller Tag.

Benjameen da Jacinta wurde klar, dass dies Bleu Cefus Traumbilder waren, seine Visionen, seine Hoffnung. Im Angesicht des Todes produzierte sein Unterbewusstsein diese Bilder.

Bleu Cefu zog seine Artgenossin zu sich heran. Er nannte sie Duari, und sie, die in seinem Traum plötzlich wieder sprechen konnte, antwortete mit seinem Namen. Bleu wäre glücklich gewesen, wenn nicht ein Schatten über diesem Traumglück gehangen hätte.

»Bleu«, sagte Benjameen in den Traum des Medilen und seiner selbst hinein. »Bleu, kannst du mich hören? Ich bin ein Freund.«

Das Gesicht, unbefleckt, ohne Blut, drehte sich dem Arkoniden zu. Für einen langen Moment sahen sich die beiden unterschiedlichen Wesen an.

Dann sagte Bleu mit schwacher Stimme: »Ich glaube dir. Ich weiß, dass ich nicht mehr lange zu leben habe. Also was kann ich für dich tun?«

»Du weißt es«, sagte der Arkonide. »Ich weiß, dass du ein Gewährsmann des Trümmerimperiums bist. Und ich bin ebenso wie du ein Feind des Reiches Tradom. Ich weiß auch, dass du eine Botschaft abzuliefern hast.«

»Das werde ich nicht mehr können«, kam die Antwort.

Benjameen sah, wie die Traumbilder schwächer wurden, wie sie verschwammen. Er drückte Bleus Hand fester.

»Bleu, wenn du mir etwas über das Trümmerimperium sagen kannst, tu es jetzt!«, sagte er beschwörend. »Wir sind allein, du kannst mir vertrauen. Wie lautet die Botschaft und wem sollst du sie überbringen? Vielleicht kann ich es für dich tun. Bitte sag es mir. Oder gib mir einen anderen Hinweis, wie ich Verbündete im Kampf gegen das Reich Tradom finden kann.«

Der Medile musterte den Arkoniden. Er schien in seinem, dem für ihn fremden Gesicht lesen zu wollen. In seinem Blick stand kein Argwohn. Zeit seines Lebens hätte er Benjameen da Jacinta wahrscheinlich nie ohne Beweise über den Weg getraut. Aber dies waren seine letzten Minuten, und es war nur ein Traum, in dem es keine Lügen gab.

»Bitte!«, drängte Benjameen, als Cefus Gesicht weiter verblasste.

»Ich habe gewusst, dass ich nicht ewig lebe«, kam die Stimme des Medilen wie von weit her. »Das ist nicht schlimm. Es kann jeden Gewährsmann treffen, wenn er sich auf eine Mission begibt.«

»Bleu, die Botschaft!«

»Ja«, hauchte das sterbende Wesen. Es schaffte es, noch einmal den Kopf zu heben, und sah Benjameen

eindringlich an.

Der Arkonide hielt den Atem an. Bleu Cefu war nur noch wie ein Schatten. Seine Gefährtin klammerte sich an ihn, so als versuche sie, ihn festzuhalten.

»In sieben Tagen«, flüsterte Bleu Cefu. »In sieben Tagen musst du meinen Leichnam zum Planeten Toko-Ro bringen - hörst du?«

Benjameen da Jacinta nickte heftig, obwohl er den Sinn der Anordnung nicht verstand.

»Zum Planeten... Toko-Ro«, wiederholte der Medile stockend. »Du musst ihn dem Stellvertretenden Schwarmer von Aarus-Jima aushändigen...«

Benjameen wiederholte die Worte. Als er geendet hatte, huschte so etwas wie ein Lächeln über die seltsamen, anscheinend messerscharfen Lippen des Bleichhäutigen. Dann fiel Bleu Cefus Kopf zurück auf die Bohlen und zur Seite. Der Blick seiner großen roten Augen erlosch.

Seine Gefährtin löste sich ebenso auf wie der gesamte Sklavenmarkt. Es gab nur noch Benjameen und den Toten, und auch das verblasste. Der Traum war zu Ende.

*

»Benjameen! Ben, hörst du mich?«

Der Arkonide schlug die Augen auf. Er sah Tess' Gesicht über sich. Sie kniete neben ihm und half ihm, als er sich in die Höhe stemmte.

Der Lärm der protestierenden Sklavenhändler auf der Straße stand in krassem Gegensatz zu der Stille des Traums. Sie alle waren wieder da: die Händler, die Arkoniden, die ihnen gegenüberstanden, Tess, Norman und Bleu Cefu; und natürlich die Medilin, die bei ihm hockte und ihn beweinte.

»Bleu Cefu ist soeben gestorben, Ben«, sagte Tess. »Dein Traum hat nur zwei Minuten gedauert. Hast du etwas erfahren können?«

»Ja«, antwortete der Träumer. »Ich sag es dir später. Jetzt ist es wichtig, dass wir den Medilen an Bord der DRAGON bringen - und dann in die KARRIBO.«

»Wir müssen los!«, rief Arhan. »Sonst kommen bald die Valenter.«

»Er hat Recht, Ben«, drängte Tess.

»Schon gut.« Benjameen blickte auf den Toten. »Ich glaube, er ist erleichtert gestorben, vielleicht sogar glücklich, weil er seine Botschaft doch weitergeben konnte - oder vielmehr dafür sorgen, dass sie an die richtige Adresse kommt.«

»Ich verstehe nicht, Ben.«

»Ich soll seine Leiche zu einem Planeten namens Toko-Ro bringen, zu einem Stellvertretenden Schwarmer, was oder wer immer das ist. Das war sein Wille. Ich glaube nicht, dass er aus religiösen Gründen oder dergleichen darum bat. In meinen Augen stellte es eher einen Akt der Kontaktaufnahme dar - aber das werden wir sehen. Wir haben schließlich noch sieben Tage Zeit.«

In diesem Augenblick zischten an der Treppe Lähmschüsse auf. Die Arkoniden feuerten mit Paralysatoren in die Menge der Händler, die sich sonst nicht mehr aufhalten ließ. Erst jetzt sah Benjameen, dass inzwischen auch der zweite Schweber mit Ussuf und seinen Leuten eingetroffen war.

Schnell war die Straße mit gefällten Sklavenhändlern gepflastert. Die Arkoniden hatten die Lage wieder im Griff. Als Benjameen sich wieder umdrehte, stieß er einen leisen Schrei aus.

Über der Leiche Bleu Cefus kniete eine ganz in Schwarz gekleidete, humanoide Gestalt. Auch das Gesicht war mit einer Maske bedeckt. Eine Hand des Fremden wischte über die hohe Stirn des Medilen, und als er sie drehte, lag in seiner Handfläche ein daumengroßer, funkender Kristall.

»Diesmal bin ich zu spät gekommen«, sagte der Fremde, ohne sie anzusehen. »Aber auch ich kann nicht immer so, wie ich will. Ich hätte ihm viel Leid ersparen können, dennoch hat er sein Glück gefunden.«

Er stand auf und drückte den Kristall in die Hand der Medilin. Überrascht starre sie darauf. Dann schlossen sich ihre Finger um ihn. Zusammen mit dem Fremden stand sie auf, und sie folgte ihm, als er ging - wortlos, ohne sich umzusehen. Sie verschwanden in der Nacht.

»Lass sie!«, sagte Tess, als Benjameen ihnen nachsetzen wollte. »Ich glaube, sie braucht unsere Hilfe jetzt nicht mehr. Sie hat einen starken Beschützer gefunden, der für sie sorgen wird.«

Benjameen starrte sie entgeistert an. »Wie kommst du darauf? Er hat es nicht einmal für nötig befunden, sich uns vorzustellen! Und was war das mit dem Kristall in seiner Hand? Es sah aus, als hätte er ihn... aus Cefus Stirn gewischt!«

»Wir können nicht alles wissen, Ben. Seien wir zufrieden mit dem, was wir erreicht haben, und sehen wir zu,

dass wir zur KARRIBO zurückkommen. Wir sollten Bleu Cefu nicht so nackt und verstümmelt mitnehmen.«

Sie rief den Arkoniden bei Ussufs Schweber etwas zu. Kurz darauf kamen zwei Männer mit einem großen Tuch auf das Podest. Siewickelten die Leiche des Medilen vorsichtig hinein und trugen ihn zu dem Schweber.

»Der Medile tut mir so Leid«, sagte Benjameen. »Wir hätten ihn und die anderen Befreiten niemals auf Shurriks aussetzen sollen.«

»Ascaria Vivo wollte sicherlich nur das Beste«, meinte Tess. »Sie wird ihren Fehler wieder gutmachen. Und deshalb haben wir hier nichts mehr verloren. Holen wir unseren Schweber und dann nichts wie fort von diesem ungastlichen Planeten.«

Keine drei Stunden später startete die DRAGON.

Epilog

17. Dezember 1311 NGZ

Die DRAGON war vor vier Stunden bei der Sonne Bmerasath eingetroffen und hatte sich in das arkonidische Superschlachtschiff eingeschleust. Die Raumfahrer hatten sich noch während des Flugs frisch gemacht, um sofort in der Zentrale ihren Bericht zu erstatten.

Ascaria Vivo hatte mit unbewegter Miene angehört, was sie zu sagen gehabt hatten. Sie konnte immerhin berichten, dass sie inzwischen einen weiteren Schlag gegen Polizeistützpunkte der Valenter hatte führen lassen.

Doch diesmal war der Nutzen gleich null gewesen. Nicht einmal Gefangene hatte man befreien können.

Und die 21.500 Katamare durchforsteten nach wie vor den Sternhaufen Virginox.

»Ich danke euch«, sagte Ascaria Vivo zu den Besatzungsmitgliedern der DRAGON. »Durch euren Fund habt ihr einen Ansatzpunkt geliefert, um endlich *sinnvoll* tätig zu werden. Die Position des Planeten Toko-Ro haben wir aus dem über Tradom gewonnenen Datenmaterial problemlos entnehmen können. Was allerdings unter dem Begriff *Aarus-Jima* zu verstehen ist, geben die Speicher der KARRIBO nicht her. Schon gar nichts über einen *Stellvertretenden Schwarmer*.«

Danach eilte die Admiralin in Begleitung von Perry Rhodan, Tess Qumisha und Benjameen da Jacinta in die Medostation, wo die Mediker der KARRIBO mit Scannern die Leiche des Medilen untersuchten. Es musste ja einen Grund haben, dass Bleu Cefu seinen leblosen Körper auf die Reise schicken wollte.

Doch sie fanden nichts, was eventuell auf eine Spur geführt und ihre Fragen beantwortet hätte. Das misshandelte Wesen war tot, blieb tot und trug nichts bei sich, was man irgendwie verwerten könnten.

Benjameen da Jacinta berichtete von dem geheimnisvollen Fremden, der mit der Hand einen Kristall anscheinend »einfach« von Bleu Befus Stirn gestrichen und ihn an die unbekannte Medilin weitergegeben hatte. War es ein Vermächtnis? Ein Erbe?

Ascaria Vivo und Perry Rhodan bedauerten, dass sie nicht mehr über das Volk und die Gebräuche der Medilen wussten. Beide trösteten sich mit dem Gedanken, dass sie in sieben Tagen vielleicht mehr wissen würden.

Die Admiralin ließ den Leichnam in einen Konservierungssarg aus durchsichtigem Panzerplast legen. Ihr nächstes Ziel stand fest: Sie würden so schnell wie möglich zum Planeten Toko-Ro aufbrechen und Bleu Cefus letzten Wunsch erfüllen.

Vielleicht fand sich dort die ersehnte Spur zum Trümmerimperium. Perry Rhodan hütete sich vor allzu großer Zuversicht, aber die Chancen standen nicht schlecht.

E N D E

Ohne es beabsichtigt zu haben, bekommen die Besatzungsmitglieder der KARRIBO einen indirekten Kontakt zum geheimnisvollen Trümmerimperium. Da diese Macht trotz ihrer offensichtlichen Schwäche - ihre Angehörigen werden erbarmungslos gejagt - die einzige ist, die sich gegen das Reich Tradom stellt, muss mit ihr zusammengearbeitet werden. Doch das stellt sich als schwierig heraus...

Im folgenden PERRY RHODAN-Band eröffnet Susan Schwartz den Blick auf eine ganz besondere Zivilisation, die in den Weiten des Reiches Tradom existiert und von großer Bedeutung für das Reich ist. Der Roman erscheint in der folgenden Woche unter dem Titel:

DER WURM DER AARUS